

Vergißmeinnicht
1932

8 (1932)

VERGESSMEIN NICHT



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT
DER MARIANNHILLER MISSION

Nummer 8

August 1932

50. Jahrgang

Inhalt des Augustheftes:

Maria Himmelfahrt. Gedicht	225	Strafrechtsreform für Eingeborene.	
Geschichte der Mariannhiller Mission. Von P. Dom. Sauerland	226	Von P. Bernhard Huß	237
Ein Volkswirtschaftler im Missionskleid. Von Dr. K. Butterfield	228	Ein großer afrikanischer Missionar.	
Geistesentwicklung der Eingeborenen in Südafrika. Von P. B. Huß	231	Von Erzbischof Hinsley	239
Katholische Aktion unter den Schwarzen. Von P. Bernh. Huß	236	Erntedank. Gedicht von Josef Kamp	242
		Pater Frey zieht nach Bulawayo aus. Von Hermann Lingg	244
		Die heilige Lanze. Von Prälat Konrad Kummel	247

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postcheckkonto Nürnberg 104

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. d., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altendorf, (Gt. Uri,
Postcheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1932:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 8.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Öschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.80
Einzelbezug	" 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Missionsbrüder!



Neue große Missionsgebiete sind der Mariannhiller Mission in Südafrika vom Apost. Stuhl anvertraut worden. Da braucht der Missionar zum Aufbau von Stationen und Kirchen Laienbrüder. Opferfreudige Handwerker, Arbeiter und Landwirte, die ihre Kenntnisse, ihre Fertigkeiten einer so heiligen, von Christus so sehr ans Herz gelegten Sache widmen wollen, sind herzlich willkommen!

Aufnahme finden junge Leute von 14 bis 35 Jahren, mit körperlicher und geistiger Gesundheit und festem Charakter.

Anmeldungen richte man an

H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Joseph
Reimlingen, Bayrisch-Schwaben oder

H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Paul
Post Walbeck, Rheinland.

Aus Welt und Kirche

Nom. Bei der feierlichen Enthüllung von zwei Gedenktafeln, die an den ersten Besuch des Papstes Pius XI. im neuen Gebäude der Propaganda Fide erinnern, gab der Sekretär der Propagandakongregation Msgr. Salotti einen Überblick über die Erfolge des Missionswerkes unter der Regierung Papst Pius XI.: Im Verlauf von 10 Jahren haben etwa 1330 neue Missionare die Reihen derjenigen ausgestellt, die in den fernen Missionsgebieten wirken. Die von der Propaganda Fide abhängigen Missionsbezirke stiegen von 352 auf 475. 16 Missionsbezirke sind heute dem eingeborenen Klerus anvertraut. Die Zahl der Katholiken in den Missionsgebieten ist in dieser Zeit von 9 500 000 auf 16 500 000 angewachsen. 15 000 Priester stehen zur Verfügung. Man darf wohl sagen, daß Pius XI. nicht nur der Papst der Missionen, sondern auch der Papst der größten Missionseroberungen ist.

Nach der soeben erschienenen Statistik des Franziskanerordens zählt dieser heute in 103 Provinzen und Kommissariaten 22 004 Mitglieder. Von diesen sind 9982 Priester, 4166 Kleriker, 1029 Klerikernovizen, 4715 Laienbrüder, 348 Brüdernovizen und 1764 Tertiarenbrüder. Auf den Ordenseintritt bereiten sich in den Ordensschulen 1885 Schüler vor. In der kirchlichen Hierarchie ist der Orden mit 12 Erzbischöfen und 39 Bischöfen vertreten. Des weiteren zählt der Orden eine Anzahl apostolischer Präfekten und selbständiger Oberer in den Missionsgebieten. Die Zahl der Klarissen beläuft sich auf 12 919 in 624 Klöstern. Die dem Franziskanerorden unterstehenden weltlichen Tertiaren erreichen die Zahl 1 628 959.

Ein ärztliches Urteil über Lourdes, die „Klinik des Übernatürlichen“. Der italienische Arzt Dr. Antonino Anile veröffentlichte, so lesen wir im „Osservatore Romano“ vom 2. 4. 32, unter dem Titel „Ärzte in Lourdes“ in der Zeitschrift „Scuola Italiana Moderna“ seine Eindrücke von einem Besuch des Gnadenortes Lourdes. Sein Hauptinteresse galt den Archiven und Einrichtungen des ärztlichen Feststellungsbüros, dessen Leiter Dr. A. Vallet immer persönlich die Führung der nach Lourdes gekommenen Ärzte — im Jahr durchschnittlich 600 bis 1000 aus allen Nationen — übernimmt. Das erste, was auffällt, ist die große Photographiensammlung, in der alle Stadien der Krankheit des Heilungssuchenden bildmäßig festgehalten sind. Ihre Durchsicht zeigt, daß es keines-

wegs richtig ist, wenn behauptet wird, es würden in Lourdes fast nur Nervenkranken geheilt. Ganz im Gegenteil: Neurastheniker kommen fast niemals nach Lourdes. Der größte Teil der Pilger vermag sich von der Tragbahre nicht zu erheben. Die weitauß meisten Bilder zeigen Gelähmte, Tuberkulöse, Erblindete, Taubbe und Tumorkranke. Ein junger Kollege, den Dr. Anile bei der Besichtigung des Feststellungsbüros kennen lernte, warf sogleich die Frage auf, ob die vielen einwandfrei festgestellt wurden, nicht doch zum größten Teil auf im Menschen schlummernde, von der medizinischen Wissenschaft bisher zu wenig beachtete geistige Kräfte zurückzuführen seien. Dr. Anile gab der Überzeugung Ausdruck, daß gewiß der menschliche Geist oft entscheidenden Genesungseinfluß auf körperliche Leiden auszuüben vermag; dieser Einfluß könne sich aber nicht in einem Augenblick geltend machen und vor allem nicht bei solchen Leiden, die schon jahrelang gedauert und im Körper bereits schlimme organische Verwüstungen angerichtet haben. In Lourdes erfolgen jedoch die Heilungen immer plötzlich und in der Regel der Fälle bei solchen Leiden, die vermöge ihrer langen Dauer schwere organische Defekte hervorgerufen haben. Zudem ist auch eine ganze Anzahl von Heilungen schwerkranker Kinder zu verzeichnen, bei denen eine durch Geistes- kraft und Willen herbeigeführte Heilwirkung nicht angenommen werden kann. Dr. Vallet meinte, es sollte jeder Arzt seine Studien in Lourdes abschließen. Lourdes bedeute sozusagen die Krönung der ärztlichen Erfahrung, die alle vorangegangenen Erfahrungen in einem neuen Licht erscheinen läßt. „Das innere Gleichgewicht, das die vielen Sophismen uns während unserer Studien stören, kann man nur hier wieder gewinnen.“ Dr. Anile stimmt diesem Gedanken zu und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß gerade die skeptischen Ärzte noch weit mehr als bisher sich die „Erfahrungen von Lourdes“ zu eigen machen werden.

Das neue „Anuario Pontificio“. Interessante Mitteilungen über Hierarchie und Kirche.

Das von der vatikanischen Druckerei herausgebrachte Anuario Pontificio (Vatikanisches Jahrbuch) umfaßt 1071 Seiten und bringt alles Bedeutsame über die katholische Geistlichkeit, Diözesen, Bistumskirchen, die Vatikanstadt usw. Das Jahrbuch beginnt mit der Aufzählung aller Päpste, von Petrus bis Pius XI. Vom gegenwärtigen Papst meldet es die wichtigsten Lebensdaten bis zu seiner Krö-

nung. Es folgt eine Liste der Kardinäle in der römischen Kirche. Zur Zeit zählt das hl. Kollegium 55 Kardinäle, darunter 4 Kardinalbischöfe, 47 Kardinalpriester und 4 Kardinaldiakone. Die katholische Hierarchie hat insgesamt 1609 Stühle: Patriarchate, Erzbistümer, Bistümer, Prälaturen und Abteien, sowie apostolische Vikariate und apostolische Präfaturen. In die Liste der religiösen Orden sind zum erstenmale aufgenommen die Franziskanerbrüder von Waldbreitbach und der Orden der Missionsbrüder vom hl. Franziskus von Assisi, deren Hauptniederlassung sich in Masiánico (Como) befindet. Anschließend bringt das Jahrbuch eine Beschreibung der hl. Kongregationen, Gerichtshöfe und Kurien der römischen Kirche. Im Hauptartikel über die Kongregation für die orientalische Kirche wird zum ersten Male die besondere Kommission zur Behandlung der Ehe- und Liturgiefragen verzeichnet. Der hl. Stuhl hat diplomatische Vertretungen in 36 Staaten. Außerdem bestehen 22 apostolische Delegationen ohne diplomatischen Charakter in 35 Ländern. Außerst interessant sind u. a. auch die Mitteilungen über die Heldenhaftigkeit der katholischen Priester in Rußland. Die Bischofsthüle von Kamienice und Minsk sind schon seit vielen Jahren unbefestigt. Für den letztgenannten Ort wurde 1926 ein apostolischer Administrator ernannt, der aber seit dem 10. August 1927 ebenfalls für seinen Glauben im Kerker schmachtet. Auch der Bischofsthul von Tiraspol ist unbefestigt. Diesem unterstehen 5 apostolische Administratoren: Odessa, Wolga, Kaukasus, Tiflis und Armenien. Zwei von ihnen, sowie der apostolische Administrator und Vizeadministrator von Zhytomir befinden sich im Kerker.

Einige interessante Zahlen aus dem Heiligen Lande. Am 18. November 1931 fand eine Volkszählung statt. Danach zählt Palestina im ganzen 1 035 154 Einwohner, und zwar 526 078 männliche und 509 076 weibliche. Davon leben in den Städten 387 525, und zwar 197 307 männliche und 190 218 weibliche. Der Konfession nach sind es: 759 954 Muslime, 175 004 Juden, 90 607 Christen, 9589 andere. Von den bekannten Städten haben: Jerusalem 90 407, Musl. 19 735, Christen 19 180, Juden 51 416, andere 76. Jaffa 51 366. Musl. 35 010, Christen 9207, Juden 7132, andere 17. Haifa 50 533. Musl. 20 349, Christen 13 839, Juden 15 995, andere 350. Tel Aviv 46 116. Musl. 106, Christen 137, Juden 45 607, andere 266. Nazaret 8719. Musl. 3202, Christen 5451, Juden 60, andere 6. Bethlehem 6817. Musl. 1217, Christen 5594, Juden 1, andere 5. Zuwachs in 9 Jahren 35 Prozent.

Nordamerika. Anlässlich der Inthronisierung des neuen Erzbischofs von St. Paul (Minnesota) sprach der Apostolische Delegat Msgr. Tumasoni-Blondi über die besondere Verbundenheit des Heiligen Vaters mit den Vereinigten Staaten von Amerika. Der mächtigsten Nation der Erde muß an sich schon, sowohl im Interesse der Kirche, als auch im Interesse des amerikanischen Volkes, eine tiefgehende Aufmerksamkeit des Papstes gewidmet sein. Die Amerikaner haben aber auch bei vielen Gelegenheiten eine Großherzigkeit entfaltet, die alle Anerkennung verdient.

In New-Amsterdam berieten die amerikanischen Columbus-Ritter über eine gesamtkatholische Aktion gegen das Neuheitentum. Das amerikanische Schulsystem habe sich als durchaus unsfähig erwiesen, der Jugend christliche Ideale zu erhalten. Dem Gebiet der Erziehung und Schule müssen die Katholiken ihr Hauptaugenmerk zuwenden. „Wie ein Block sollten die Katholiken in jedweder Frage, die sie betrifft, zusammenstehen“, sagte der Abgeordnete John P. O'Brien.

Der unlängst verstorbene amerikanische Bischof Msgr. Thomas Shahan, ehemals Rektor der Katholischen Universität Washington hat, wie der A. C. W. C.-Nachrichtendienst mitteilt, eben diesem Institut von 1909 bis 1925 über 21 000 Dollar zugewendet. Die Hinterlassenschaft des Bischofs im Gesamtwert von rund 60 000 Dollar (ausschl. seiner Bibliothek im Werte von 30 000 Dollar) kommt der amerikanischen Nationalkirche von der Unbesetzten Empfangnis zugute, die sich neben der katholischen Universität in Washington befindet.

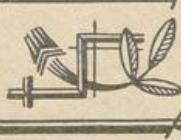
Die protestantischen Konfessionen Amerikas haben, laut ihren Rechenschaftsberichten für 1930/31, durch die Wirtschaftskrise an die 30 Millionen Dollar eingebüßt. 1931/32 werden weitere Rückschläge erwartet. Abbau oder Einschränkung verschiedener amerikanischer Sektenmissionen in Europa ist in Aussicht genommen.

Ein in Atlanta abgehaltener Weltkongress der Methodisten bezeichnet der Gesamtmitgliederzahl mit 12 Millionen, die der Anhänger mit 30 Millionen. Zum methodistischen Bekennnis gehören 23 Kirchenorganisationen, darunter die Konfession der Episkopal-Methodisten Amerikas als die stärkste. Auch unter der Negerbevölkerung der Vereinigten Staaten sollen die Methodisten viele Anhänger haben.

Bergkämmeinrich



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 8

August 1932

50. Jahrgang

Maria Himmelfahrt

*Heil dir, erlauchter Freudentag,
Den kein Lichtglanz erreichen mag,
An dem der Jungfrau'n Königin
Schwebt über Sonn' und Sterne hin!*

*Wie eilet ihr — wer glaubt dies nicht? —
Der Sohn entgegen! Und liebend flicht
Auf's Haupt er ihr die Demantkron'
Und setzt sie hin auf güld'nen Thron!*

*Nun naht die ganze Himmelsstadt
Und huldigt ihrer Würd' und Gnad':
Der Königin-Mutter, allen voran,
Stimmt jauchzend sie ein Loblied an!*

*Kommt, eilen wir zur Jubelschar,
Bringt hurtig Freudengaben dar,
Daß, wenn dem Herrn wir Preis erteilt,
Uns Gnade werde unverweilt.*

(nach St. Odilo, Abt von Cluny, gest. 1049)



Geschichte der Mariannhiller Mission

Zum 50jährigen Bestehen Mariannhills

Von P. Dom. Sauerland, RMM.

(Fortsetzung)

Schwere Tage. Schon wiederholt waren über Mariannhill schwere Heimsuchungen gekommen. Größere Schreckenstage, als der Vorabend und das Fest Christi Himmelfahrt 1905 aber gab es wohl kaum in Natal. An diesen beiden Tagen, am 31. Mai und 1. Juni, kamen förmliche Wölkenbrüche, verbunden mit eisigkaltem Nordwind, der zum Orkan sich steigerte. Der Schaden, den das Unwetter in Gärten und Felder, an Straßen und Brücken, an Wohnungen usw. angerichtet hat, ist fast unglaublich; gegen 200 Menschenleben fielen dem Orkan zum Opfer. Innerhalb 18 Stunden war das Wasser auf 17,5 Zoll gestiegen. Abgeschnitten von der Außenwelt war Durban mit seiner Umgebung; alle Telegraphenleitungen waren zerstört; die Eisenbahndämme durchbrochen; die Flüsse so angeschwollen, daß sie furchtbare Vernichtung brachten und 150 Külis in einer Nacht ertranken. Am folgenden Tag fand man überall viele Erstogene, bei Mariatrost mehrere Schwarze vom Blitz erschlagen; viele Bäume waren unter der ungeheueren Schneelast zusammengeknickt. In manchen Orten waren Großfeuer entstanden. Viele Farmer verloren damals ihr ganzes Vermögen.

Auch Mariannhill mit seinen Filialen war nicht schadlos davongekommen. In Maria-Ratschitz wurden die Waldanlagen und der Obstgarten beschädigt; Reichenau und Citeaux verloren den Verlust von mehreren Ochsen; eine Hütte und das Dach vom Schwesternhaus wurden fortgerissen in Mariatrost. Eine Anzahl Ochsen und Kühe, sowie 15 Stück Jungvieh erlagen der Kälte in Mariatal, wo zudem die Kinderküche, viele Dächer und die Knaben- und Mädchenschule schwer mitgenommen wurden. Am schlimmsten tobte das Unwetter in der Abtei selbst, alle Gänge und die Kirche standen unter Wasser. Die Straße nach Pinetown und Durban war durchbrochen, die Umbilobrücke nebst den beiden Mühlenbrücken fortgeschwemmt, die Wasserleitung zerrissen. Die Maisvorräte erstickten, das Kellergewölbe mit der Außenmauer des alten Kapitelsaales waren eingestürzt, ein Haus bei der Knabenschule umgerissen. Die Bibliothek konnte nur durch Stützen gerettet werden. Balken und Fensterbögen schlugen nieder. Die Wege und Felder waren schrecklich zerrissen. Unvergeßlich bleiben diese Tage in Mariannhills Gedächtnis.

Neues Leben blüht aus den Ruinen. Auf der Zentralstation entstand allmählich ein Bedürfnis nach neuen größeren und besseren Bauten, die alten waren zerfallen oder reichten nicht mehr für ein Missionswerk von solcher Ausdehnung. Auch die Rücksicht auf die Beklehrung der Schwarzen verlangte nach vollkommeneren Bauten als bisher. Schon Abt Wolpert hatte dem Rechnung getragen; unter ihm und seinem Nachfolger wurden die alten, armseligen Baracken und niedrigen Gebäude durch bessere und geräumige ersetzt. Eine große dreischiffige Klosterkirche und ein weites, schönes Rafferingotteshaus, in italienischem Stil erbaut, mit einem über 100 Fuß hohen Glockenturm, schmücken nun die Stätte, von wo dem Zulu zum erstenmal das Evangelium durch die Mönche von Mariannhill gebracht wurde. Neue, gleichfalls von

den Brüdern hergestellte Kreuzgänge laden zum Gebet ein. Ihnen reihen sich der große, geschmackvoll ausgestattete Kapitelsaal, das schöne zweistöckige Refektorium nebst Schlafzälen an, moderne Küchen-, Wasch- und Toiletteneinrichtungen, ferner eine große Bäckerei mit neuzeitlichen Backöfen, verbunden mit Öfen zur Herstellung von Terracotta-, Töpfer- und Glaswaren. Nicht zu vergessen sind das große Mühlengebäude, der umfangreiche Gebäudekomplex der Schwestern, sowie die vielen Bauten der verschiedenen Berufe und Gewerbe, ferner die Schulen, das Krankenhaus, die Abtswohnung u. a. m. In Mariannhill wurde stets gebaut



Marianische Kongregation in Mariannhill

und vervollkommenet und alles ohne fremde Hilfe mit eigenen Kräften. In seiner ganzen Ausdehnung erhielt das Kloster auch eine Klausur durch einen Staketenzaun von mehr als 2 Kilometer ringsum. Eine große Klosterpforte dient als der einzige Eingang. Mariannhill zeigte so in zwei Jahrzehnten eine gediegene, gesunde Entwicklung, und was mit Gottes Hilfe für Christus geleistet wurde, zeigt am besten die Statistik von Ende 1905.

Statistik über die Entwicklung Mariannhills bis Ende 1905:

Ordenspriester	46	Im letzten Jahr getaufte Kinder	1 085
Priesterliche Mitarbeiter	5	Kinder in Verpflegung	1 711
Scholastiker	28	Kinder in den Kraals	1 826
Brüder	237	Zöglinge in den Kindergärten	190
Schwestern	350	Kinder in Rosenschulen	1 393
Klösterliche Doppelkonvente	22	Kinder in Tageschulen	527
Kirchen und Kapellen	40	Werkstätten	71
Missionschulen	46	Apotheken	14
Katechetenstellen	50	Jugendliche in den Werkstätten	373
Getaufte	12 814	Jugendliche in der Landwirtschaft	1 286
Katechumenen	2 891	Gesamtzahl der Kinder	4 254

Zu bedenken ist dabei die dünne Bevölkerung (damals) und die niedere Kulturstufe. —

Keilands. Im Jahre 1906 war bereits zwischen den Mariannhillern und den Jesuiten der gegenseitige Austausch von Monte Cassino in Rhodesien und der Mission in Keilands erörtert worden zur Abrundung der Missionssphäre. Als sich aber eine Generalkonferenz in Mariannhill zur Beibehaltung der Mission im Mashonaland entschloß, überließen die Jesuiten den Trappisten frei und unentgeltlich Keilands nebst seinen beiden Nebenstationen mit allem Inventar, unter der Bedingung, daß selbst die Missionierung fortzusetzen und für bestimmte Wohltäter wöchentlich eine hl. Messe lesen zu wollen. So erhielt Mariannhill drei neue Missionsposten mit dichter Bevölkerung, denn hier stießen vier größere Stämme zusammen, die einen guten Missionserfolg versprachen. Keilands liegt 1700 Fuß hoch, ist 150 Kilometer vom Meere entfernt und hat gesundes Klima; die Farm besitzt 3500 Acres Weideland und ist beinahe der einzige Platz am Keifluß, wo Ackerland zu haben ist. Während des Krieges war dortselbst ein schwarzer Priester tätig. Seit den letzten Jahren herrscht dort die drückende Not; zuerst entstand eine Seuche, die der Station Schaden bereitete, dann folgte eine fünfjährige Dürre, die alles vernichtete.

Ein Volkswirtschafter im Missionarskleid

Von Dr. Kenyon L. Butterfield
auf der internationalen Missionsversammlung in New York

Vor ungefähr 37 Jahren verließ ein junger katholischer Priester seine Heimat im schönen Württembergerland, um sich auch an der Missionsarbeit in Natal, Südafrika, zu beteiligen. Deshalb trat er in die Kongregation der Mariannhiller Missionare ein und begann bald sein segensreiches Wirken unter den Schwarzen als Lehrer. Schließlich wurde er Rektor des Lehrerseminars in Mariannhill, das einen außergewöhnlichen Einfluß in der Erziehung und Bildung der Schwarzen in Südafrika ausübt. Die Anstalt ist interessant in ihrer Art und weist eine Menge beachtenswerter Merkmale auf. Eines der wichtigsten ist dieses, daß die Patres ein besonderes Gewicht auf die Handarbeit gelegt haben, als ein besonderes Hilfsmittel bei der Erziehung der Jugend unter den dortigen Stämmen.

Mit den Jahren fand dieser einzigartige Priester nicht nur freundliche Anerkennung der Regierungsbehörden, sondern er legte auch überzeugend dar, daß die Eingeborenen, unbekümmert um die Nachfrage und das Werben von Arbeitskräften für die Bergwerke und Städte, sich mehr landwirtschaftlich entfalten müßten, wenn sie ernstlich auf einen wirklichen Fortschritt hoffen wollten. Er setzte sich die Aufgabe, die Landwirtschaft eingehend zu studieren und sein Studium führte ihn dahin, sich ebenso sehr mit rein wirtschaftlichen und sozialen Fragen, als auch mit solchen rein technischer Art zu befassen. Wie P. Huß einmal scherzend bemerkte, konnte er bei seiner Ankunft in Afrika nicht einmal eine Rübe und einen Krautskopf voneinander unterscheiden. Aber trotzdem werden ihm zwei größere Abhandlungen über praktische



Hugo Kocher

Der barmherzige Samariter

Landwirtschaft zugeschrieben, eine über landwirtschaftliche Wirtschaftslehre, die andere über die Methode der Zusammenarbeit und besonders über Raiffeisenvereinswesen. Ferner arbeitet er zur Zeit noch an einer anderen Abhandlung über ländliche Soziologie. All diese Abhandlungen befassen sich im allgemeinen, wie im einzelnen mit den Zuständen und Verhältnissen des eingeborenen Landvolkes in Südafrika. Doch P. Huf hat auch weit voraus geschaut und seine kleinen Abhandlungen, die als praktisches Handbuch bestimmt sind, sind sehr zufriedenstellend in der Handhabung der Grundfragen und ihrer Lösung.

P. Huß war aber nicht damit zufrieden, die Wirtschaftsverhältnisse der Eingeborenen bloß zu studieren und darüber zu schreiben. Seit einigen Jahren schon sucht er auch neben seiner priesterlichen Tätigkeit den Schwarzen mit Rat und Tat beizustehen. Er reist von der Station aus hinaus ins Land, besucht die Schwarzen im Kraal und zeigt ihnen, wie sie ihren Boden bebauen und sich zusammenschließen müssen. In wenigen Jahren hat er über 30 Darlehenskassenvereine ins Leben gerufen. Selten versagte ein Verein, vielmehr weisen verschiedene Vereine ein erstaunlich großes Reservekapital auf und dies bei einem



Maria Trost, Südafrika
Im Hintergrunde Schwester Amata CPS.

Volk, das sehr wenig Geld hat und auf noch recht tiefer Stufe der Bodenbearbeitung steht.

Vor zwei Jahren besuchte P. Huß die Südstaaten der Vereinigten Staaten von Amerika auf einer Studienreise unter den dortigen Negern. Später verbrachte er auch einige Zeit in einer Reihe europäischer Länder zum Studium der Wirtschaftsverhältnisse. (Die Reise war von einer amerik. Stiftung finanziert! D. Red.) Der Zweck der Reise war, nicht nur die Lage in anderen Ländern zu studieren, sondern vielmehr Erfahrungen zu sammeln über das heutige Genossenschaftswesen. P. Huß glaubt nämlich, daß auch für die Eingeborenen die landwirtschaftlichen Genossenschaften der Schlüssel zum Fortschritt sind und daß, wenn auch die wirtschaftlichen Fragen der weißen Farmer oft recht verwickelt sind, nichtsdestoweniger gerade dieses einfache Volk lernen kann, zusammenzuarbeiten für gemeinsame Ziele in ihrem wirtschaftlichen und sozialen Leben. Seit seiner Rückkehr nach Afrika hat P. Huß als Rektor verzichtet und widmet seine ganze Zeit der sozialen Arbeit.

P. Huß wirkt treu mit seiner Sache mit. Er arbeitet bereitwillig und freudig mit den andersgläubigen Kirchen und Missionaren. Er scheint die Zusammenarbeit als Zeichen wahren christlichen Geistes zu halten und setzt ihm augenscheinlich keine Grenzen.

Nach einer viermonatlichen Reise in Südafrika kam ich zu dem Schluß, daß P. Bernhard Huß der weiseste Mann in jenem Teil der Erde ist hinsichtlich der Kenntnis der Bedürfnisse der Eingeborenen und hinsichtlich des praktischen Programms, das der Not der Schwarzen abhelfen soll.

Geistesentwicklung der Eingeborenen in Südafrika

Von P. Bernhard Huß RMM.

(Schluß)

In bestimmten Fällen ist die Geistesrichtung eine Reaktion, eine Empörung, ein Protest gegen die europäische Geistesströmung. Das Lösungswort der Eingeborenen „Afrika den Afrikanern“ ist eine Erwiderung auf die europäische Lösung „ein weißes Südafrika.“ In anderen Fällen ist die Geistesrichtung der Eingeborenen mehr oder weniger eine schwache oder unverdaute Nachäffung, manchmal auch lächerliche Karikatur oder eine rührende Verdrehung europäischer Anschauungen. Das kann man z. B. beobachten in einigen religiösen Sektionen der Eingeborenen, wo die Funktionen des christlichen Priesters und die des heidnischen Zauberdoctors oder andere christliche und heidnische Elemente sonderbar vermischt sind.

Der Europäer irrt, wenn er glaubt, wie es oft vorkommt, daß der Schwarze keine Seele habe. Als Kamele meinen manche, sei er für immer zum Knecht des Weizen bestimmt. Als eine tieferstehende Rasse seien die Eingeborenen eine stets zur Verfügung stehende Reserve billiger Arbeitskräfte! Als Europäer könnten sie sich stets eines Lebens auf großem Fuße erfreuen, oder sogar ein müheloses Leben auf Kosten der Eingeborenen führen.

Der Verfasser, auf langjährige Erfahrung gestützt, ist der Meinung, daß ein tüchtiges Studium des Eingeborenen zeigen muß, daß es wunderbar angepaßt sei, mit ihm zusammen zu arbeiten und so eine hübsche Ergänzung zum Europäer zu bilden.

Es besteht kein Zweifel mehr, daß die Eingeborenen sich bereits einer Metamorphose unterworfen haben. Weil ja die Primitiven fast überhaupt nur einen Typus der geistigen Strömung darstellten — Abweichung vom Alten und Neuerungen sind streng verboten — der Einfluß der westlichen Kultur hat eine große Variation in ihren Geistesrichtungen hervorgerufen, gerade wie sie früher im Stämme alle gleich bekleidet waren, während sie nun in allen möglichen Arten erscheinen.

Eine Studie der leichten Seite der ursprünglichen Eingeborenenseele ist sehr bezaubernd. Hier kommen viele verborgene Schätze ans Tageslicht, bemerkenswerte geistige, moralische und soziale Charakteranlagen. Sie würde zeigen, daß der Afrikaner alle nötigen Anlagen zum „Gentleman“ und zum idealen Menschen besaß, daß so ein Ideal sich verwirklichen lassen, wenn nur den guten Einflüssen Europas der Zutritt ins Bantuland ermöglicht worden wäre. Wie sie gewöhnlich im altasfrikanischen Regime sanft und schweigend jede Art der oft recht launischen Häuptlinge ertrugen, so fügten sie sich anfangs auch jeder Behandlung der weißen Eindringlinge, die sie für höhere Wesen hielten. Mit dem Beginn unseres Jahrhunderts, als der russisch-japanische Krieg zu Ende war, setzte eine Farbenwanderung ein, die von den Schwarzen bis zu den Gelben alle erfaßte. Erziehung,

Weltkrieg, viele agrarische-wirtschaftliche, soziale und politische Unfähigkeit, unterdrückende Gesetze und andere Faktoren rüttelten allmählich das Rassenbewußtsein der Bantus auf, sie fingen an sich zu fühlen, zu denken und zu wollen auf eine andere Art. Die Überlegenheit und die Vorrangstellung der Weißen büßten ein.

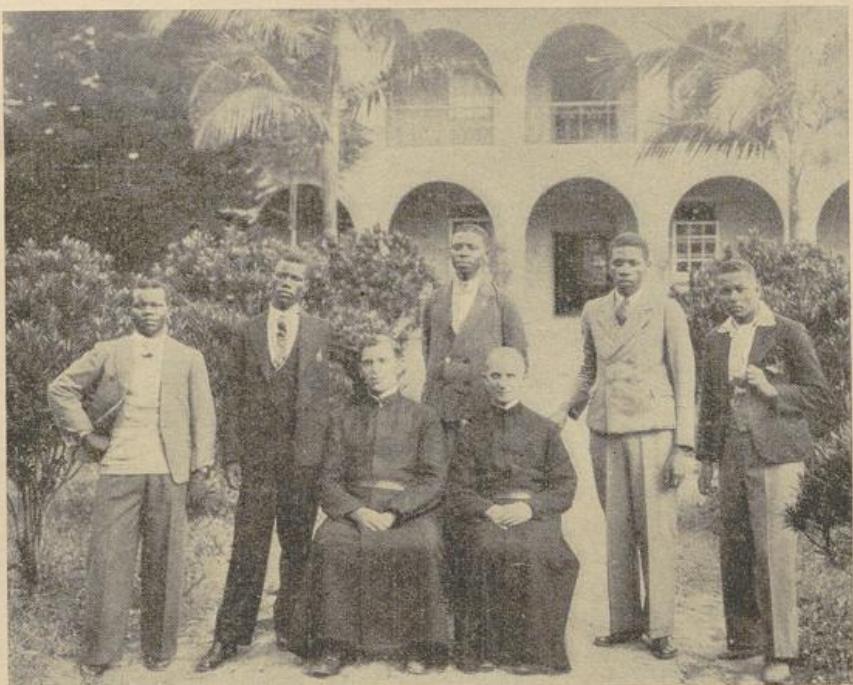
Erst waren sie verlegen, als die Weißen reinen Tisch machten mit ihren Stammessitten, -gesetzen und -einrichtungen auf die von Geschlecht zu Geschlecht die Erhaltung und das Wohl des Stammes sich stützte. Als der Weltkrieg ausbrach konnten sie nicht, ohne Angst zu nehmen, sehen, wie die weißen Brüder in riesigen Ausmaßen einander Haus und Hof zerstörten. Da entstand in ihrem Gedankenkreis eine Krise, sie sagten: „Was ist das für eine Zivilisation? Als die Europäer kamen, uns zu bilden, da sagten sie, wir müßten zuerst unsere Stammes- und Parteistreitigkeiten aufgeben, denen wir uns hingaben und die unsere Krieger stets auf der Höhe hielten. Sie nahmen uns die Speere und unsere Knotenstöcke und ließen uns nur die Spazierstöcke. Wir sind kein Geschlecht von Männern mehr, sondern von Weibern. Was tun sie jetzt jenseits des Meeres? Wir können sie nicht verstehen und sie können uns nicht verstehen.“

So begannen die Eingeborenen das weiße Geschlecht näher zu betrachten und die ganze Lage kritisch zu überblicken. Immer wieder kamen folgende Fragen: „Warum sind diese Weißen hier, was wollen sie von uns? Was tun wir für sie und was tun sie für uns? Welche Rechte haben wir, wenn schon die Kinder besteuert werden? Warum haben sie uns das Land, in dem unsere Vorfahren begraben liegen, weggenommen? Warum müssen wir Pässe haben und warum hat man unsere Bewegungsfreiheit in unserem Vaterland eingeschränkt?“ So machten sie den Anfang, das Vorgehen der Regierung und der Körperschaften zu analysieren und auch das Leben weißer Privatpersonen näher unter die Lupe zu nehmen. Die Eingeborenen wissen, daß sie zur Entwicklung Südafrikas beigetragen und Leib und Leben, Gut und Blut eingesetzt haben. Zum Dank dafür erhielten sie oft keinen oder nur einen verschwindenden Lohn, kaum aber Vergütung für erlittenen Schaden. Die genossene Erziehung ermöglicht es ihnen, nun eine Bilanz aufzustellen. Sie verglichen die erhaltenen Löhne mit der geleisteten Arbeit auf Seiten der Afrikaner und der Europäer. Auf diese Weise sahen sie, wie oft die Europäer den zehnfachen Lohn erhielten. Das Resultat dieser Betrachtung brachte sie zur bekannten Forderung: „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“. Im Anfang waren die protestierenden Stimmen noch schwach, allmählich wurden sie stärker und deutlicher, bis sie endlich zu einem tosenden Sturm wurden, der über ganz Afrika hinwegsegte. Die gesamte Politik der Weißen nennen die Eingeborenen eine ununterbrochene Ausbeutung. Vom Schweife der Afrikaner gewinnen die Europäer ihr Fett, pflegen sie zu sagen. Als sie dann erst Schritt für Schritt ihr gepflegtes Land verloren, da entstand ein Ozean von Bitterkeit in ihren Herzen gegen die Fremdlinge.

Der Skeptizismus der Eingeborenen geht so weit, daß er selbst Maßnahmen, die sich im Laufe der Zeit als vorzüglich erwiesen, verächtlich zurückweist, weil sie eben von Weißen kommen. „Wir Eingeborene sind andere Menschen“, sagen sie. Ja, selbst wenn wir ihnen klar machen wollen, daß sie gegen unerbittliche Gesetze ankämpfen, lächeln sie uns nur an mit der Behauptung, wir könnten sie nimmer verstehen. Als ich einmal gebildeten Eingeborenen mit Rat und Tat in einem speziellen Falle zu Hilfe kommen wollte, wurde ich dafür in der Eingeborenenpresse ange-

griffen und ein Tor gescholten. Die Geschichte wird so etwas den Eingeborenen einst als Dummheit anrechnen.

Doch nicht alle Eingeborenen denken so, auch haben nicht alle schon vergessen, was sie uns Missionare verdanken, und auch nicht alle sehen am Guten, das die Weizen ins Land brachten, vorbei. Manche sind noch verständig und dankbar und haben kein Verlangen mehr nach den früheren Zeiten. Sie sind auch voll und ganz überzeugt, gestehen es offen und unumwunden zu, daß sie ohne die Weizen heute nicht mehr wirtschaften könnten. Sie sind überzeugt, daß ein eventl. Abzug der Europäer ihnen Bürgerkrieg, Anarchie, Chaos und Untergang bringen würde.



Die edle „Schneiderzunft“ in Mariannhill

Auf Grund dieser Umwandlungen können wir theoretisch zwei Hauptrichtungen im Geistesleben der Eingeborenen feststellen: eine der Unruhe und eine der Unpassung. In der Praxis freilich greifen sie ineinander. In einem Individuum schon lassen sich meist Elemente der beiden Richtungen feststellen.

Die unruhige Schule geht den mühelosen Weg, sie hat schon herausgefunden, daß es viel leichter ist, zu kritisieren und niederzureißen, als ruhig zu denken und sich am Aufbau zu beteiligen. Die Führer dieser Schule sind radikale Agitatoren und Demagogen. Ihre Lösung ist: „Afrika den Afrikanern, Europa den Europäern“! Die Triebfedern dieser erwähnten Ruhelosigkeit liegen in den Afrikanern selbst, und in den Negern der USA. Ein Hauptführer dieser Richtung ist Markus Garvey und mit ihm die Kommunisten. Diese Unruhe fand ihren Ausdruck in Abordnungen an England, in aufwiegelnden Zeitungsartikeln und Reden, im passiven Widerstand, in Aufruhr, Streik, Umzügen, Massenversammlungen und Protestresolutionen. Die Ursachen dazu sind zu suchen in der Religion, im

Staatsleben, in Rassen- und Gesellschaftsunterschieden, in agrarischen, ökonomischen, industriellen, gesetzlichen und erzieherischen Verhältnissen.

Die andere Richtung, die Schule der Anpassung, hat gemäßigte und mit Verstand zu Werke gehende Führer, die ihrem Volk mit allen legitimen Mitteln helfen wollen, die überhaupt darnach streben, ihr Volk den neuen Verhältnissen anzupassen. Sie glauben an die Möglichkeit einer Zusammenarbeit innerhalb der Rassen und sie sind bestrebt, im Verein mit den Europäern zwischen den beiden Völkern eine Atmosphäre des guten Willens zu schaffen. Sie sind in Freud und Leid die Mittelpersonen, die alles über sich ergehen lassen, nur um die öffentliche Meinung ihres Volkes in die rechten Bahnen zu weisen. Das *Volksgemeinschaftskomitee*, aus Vertretern beider Farben gebildet, das in mehreren Städten Südafrikas besteht, trägt sehr viel dazu bei, die gesteckten Ziele zu erreichen. Diese gemäßigten Führer glauben an eine Selbsthilfe ihres Volkes unter europäischer Führung und sie haben ihre Bereitwilligkeit und ihre Fähigkeit, sich einer neuen Ordnung der Verhältnisse anzupassen, schon bewiesen.

Einige Beispiele von der großen Mannigfaltigkeit der Geistesrichtungen innerhalb der Eingeborenen zu geben, möchte mir noch gestattet sein. Es sind Äußerungen von Führern oder von solchen, die für Führer und „Größen“ der Eingeborenen gelten wollen. Diese nennen die Repräsentanten der zuerst erwähnten, überspannten Schule, Radikale, Volksaufwiegler; dafür werden sie „brave Kinder“ oder Verräter genannt, weil sie in der Zusammenarbeit mit den Europäern die Lösung der Eingeborenenfrage sehen.

Zwei prominente Führerpersönlichkeiten, mit denen ich gut bekannt bin, waren bis vor kurzem gute Freunde — einer war Mitglied des Parlaments, der andere pflegte zu sagen, er möchte nur einen Tag Bürgermeister einer großen Stadt sein! — heute trennt die beiden Größen eine große Feindschaft. Einer der beiden behauptete, wahre Zivilisation könne man nur unter den primitiven Bantus und in Sowjet-Rußland noch finden; „nach seinen gegenwärtigen Kenntnissen finde man Christi Lehren nur bei den Sowjets und den Mohammedanern in die Tat umgesetzt“.

Als ich infolge meiner Vorträge, Bücher und Zeitungsartikel mehrere Vereinsbanken bildete, schrieb eine Zeitung der Eingeborenen, wir suchten nur dem afrikanischen Volke unser Steddenpferd aufzuladen, obwohl sie keine Ahnung hatte, daß in der ganzen Welt, auch in Afrika solche blühen. Die geistige Einstellung so manches Eingeborenen gibt uns ein Artikel ihrer Presse gut wieder: „Der Afrikaner ist nicht so leichtsinnig, wie so mancher „Kenner der Eingeborenen“ denkt. Die Eingeborenen kennen die glatte Zunge der in Schaffellen gekleideten europäischen Wölfe recht bald, mit Vorbedacht entziehen sie ihnen den Unterhalt und die Achtung. Die Führer dieses Typs stellen den Eingeborenen als Ideal vor, das die Bildung eines „Arbeiterstaates, in dem es weder Rassen-, noch Klassen-, noch Religions-, noch Farbenunterschiede geben soll, in dem der Wert des Menschen in den Leistungen, mit denen er das Gemeinwohl fördert, nicht in der Größe seines Aktienkapitals besteht“. Gewisse Eingeborene huldigen den Kommunisten als den „wahren Freunden der Eingeborenen, die die Freiheit nach Afrika bringen“ und dann in Afrika wie in Rußland das „Neue Jerusalem“ wieder errichten werden.

Verschiedene Eingeborene sind jedem guten Rat, der von Weisen kommt, total abgeneigt, sobald es nur ihrem eigenen Geschmack nicht ganz entspricht,

selbst dann, wenn es auf ewige Gesetze sich stützt, oder die Lehrmeisterin Geschichte ihn schon bewiesen hat. Nachdem ich eine Artikelserie in der Eingeborenenpresse veröffentlichte, die über soziologische Themen handelten, schrieb ein Blatt: „Wir können P. Huß ganz offen sagen, daß die Führer der Eingeborenen nicht mehr so töricht sind, seinen derben Verweise und seinen bedeutungslosen Ermahnungen ein williges Ohr zu leihen. Denn wir wurden verräterisch geschädigt durch die „väterlichen Ermahnungen unserer weißen Väter“. Deshalb sind wir jetzt doppelt so vorsichtig und dreimal so misstrauisch ihren Ermahnungen gegenüber.“

Ein anderes Beispiel der gleichen Art: Ein Aristokrat wollte sich eine Farm von tausend Acres kaufen und auf ihr tausend Stück Vieh halten. Als wir ihm sagten, daß man für ein Stück Vieh fünf Acres Weideland benötige, lächelte er uns an mit den Worten: „Das kann ein Gesetz für die Weißen sein, nicht aber für die Eingeborenen.“

Es gibt auch eine schlaue Richtung unter den Eingeborenen, die die Gelegenheit wahrgenommen hat, aus dem gegenwärtigen Wirrwarr finanziellen Nutzen zu ziehen. Ihre Führer versprechen Befreiung durch die Negro von U. S. Amerika und viele andere unmögliche Dinge. Auf diese Weise haben sie eine gute Ernte, das ist gewöhnlich der Lohn solcher Propheten. Wenn sich auch kein einziges Versprechen verwirklicht, dennoch klingen die Münzen und füllen sich die Taschen.

Ein rührender Glaube der Eingeborenen an die magische Kraft der neuen „Medizin“, genannt Geld, ist oft zu sehen. Sie glauben oft, wenn sie es den Europäern nachmachen und mit großen Summen eine Kompagnie oder irgend eine andere unbekannte Gesellschaft ins Leben rufen, dann werde schon irgendwo und irgendwie ein Unternehmen glücken und großer Profit dabei herauspringen. Natürlich fehlte es nie an den schlauen Führern, die willig genug waren, eine Stellung als Generaldirektor zu übernehmen und den Glauben ihrer Mitbrüder auszunützen. Auf diese Weise verschwanden schon Tausende von Pfund und wie Rauch verschwinden sie noch immer.

Auch solche Eingeborene können wir beobachten, die ihre alte List und ihren Schwindel, (die in den Stammeskriegen oft halfen) in der modernen Wirtschaft anwenden wollen, natürlich erzielen sie dabei nur die jämmerlichsten Erfolge.

Andere wieder rufen und sehnen das ehemalige Afrika herbei. Diese haben offenbar die Schrecken der grausamen Häuptlinge und der fast allmächtigen Zauberer, die nach Belieben den Zehnt von den Stämmen nehmen konnten, mit Stammeskriegen, Hungersnot, Verwüstung und Menschenfresserei heraufzubeschwören pflegten, vergessen oder noch nie davon gehört.

Doch auf der anderen Seite, im Lager derer, die Anpassung wollen, können wir hervorragende Leute, Menschen mit gesundem Hausverstand finden; diese sind fähig, die Situation ihres Volkes von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten. Sie kennen Afrikas Vergangenheit und sie sehen auch ein, was es ohne die Weißen sein würde. Sie leiden mit ihrem Volk an den vielen Unfähigkeiten und sie zeigen eine bewundernswerte Geduld und Eingezogenheit. Sie haben ein geübtes Auge für die Wohltaten, die ihnen die Weißen gebracht, insgesessen schätzen sie diese auch richtig ein. Sie kennen die eigene Unzulänglichkeit und gestehen offen ein, daß sie ohne uns nicht zu wirtschaftlichen vermögen. Sie sind überzeugt, daß sie noch viel zu lernen haben von uns. Deshalb sind sie bestrebt, die Elemente der

europäischen Kultur kennen zu lernen und dieselben sich anzueignen, weil sie ihnen nötig und nützlich sind.

Gutgesinnte Afrikaner sind stets bereit, mit gleichgesinnten Europäern zusammenzuarbeiten, um so die öffentliche Meinung zu beeinflussen und zwischen beiden Völkern vermittelnd einzugreifen, damit auf diese Weise die Wohlfahrt von Schwarz und Weiß in Südafrika gefördert werde.



Kirchenkonsekration im ehem. D.-Ost-Afrika, Nairobi

Katholische Aktion unter den Schwarzen

Von P. Bernhard Hüß, RMM.

Was die „Katholische Afrikanische Union“ (C. A. U.) für Südafrika ist, das ist die „Verbindung farbiger Neger“ (F. C. C.) für die Neger der Vereinigten Staaten. Die katholische Aktion ist so alt wie die Kirche, nur die Name ist neu.

Die Grundgedanken und die Ideale der katholischen Aktion wurden von Papst Leo XIII. dargelegt in seiner epochemachenden Enzyklika „Rerum novarum“ vom 15. Mai 1891. Der Name selbst wurde vom jetzigen Papst in seinem Rundschreiben „Ubi arcano Dei“ vom 23. Dezember 1922 geprägt. Der Heilige Vater versteht darunter ein organisiertes Laienapostolat, Männer in der Welt, die sich als Werkzeuge des Heiligen Geistes betrachten und mit den Bischöfen und den Priestern an der Verbesserung der menschlichen Gesellschaft mitarbeiten.

Die „Kathol. Aktion“ für Neger, die F. C. C. wurde 1925 gegründet. Sie hält ihre Jahresversammlung in verschiedenen Städten ab, die von fast hundert Vertretern der verschiedenen Ortsverbände besucht werden. Die Teilnehmer werden bei katholischen Familien oder in Hotels untergebracht.

Der Erzbischof von Baltimore ist der geistliche Leiter. Der Präsident

des Bundes ist Dr. Thomas W. Turner, ein Neger-Professor des Hampton-Institutes. Die Hauptaufgaben des F. C. C.-Bundes sind aus folgenden zehn Punkten ersichtlich, auf die sich die Arbeit der kathol. Aktion erstreckt.

1. Erziehung, 2. kathol. Presse und Literatur, 3. Exerzitienbewegung, 4. Teilnahme an nationaler katholischer Betätigung, 5. Industrie- und soziales Problem, 6. Wohlfahrtspflege unter der Jugend, 7. Landbewegung, 8. innere und äußere Mission, 9. liturgische Bewegung, 10. Rassenfrage.

Strafrechtsreform für Eingeborene

Von P. Bernhard Huß, RMM.

Süd-Afrika kommt allmählich zur Erkenntnis, daß viel zu viele Eingeborene verhaftet und ins Gefängnis gesetzt werden. Viele Eingeborene werden so ruiniert und zwar nicht wegen wirklichen Verbrechen oder schweren Vergehungen, sondern wegen ganz gewöhnlichen, technischen Übertretungen von Verordnungen. Da die Eingeborenen werden geradezu in Verwirrung gebracht mit Gesetzen und Neben- und Unter-Gesetzen, mit Regeln und Verordnungen, mit denen sie im Zaume gehalten werden sollen. Gemäß der vorherrschenden europäischen Auffassung, neigen sehr viele Magistrats auf dem offenen Lande sehr zur Strenge, wenn Eingeborene zu ihnen zur Verurteilung gebracht werden. Sie meinen, es wäre notwendig, um die Eingeborenen „an ihrem Platz zu halten.“

Während an den höheren Gerichtshöfen mit einigen bemerkenswerten und bedauerlichen Ausnahmen, mit Gerechtigkeit gerichtet wird, ohne Unterschied der Hautfarbe, gibt es zahllose Fälle, wo Eingeborene durch die niederen Gerichtshöfe ungerecht verurteilt und hart bestraft wurden. Die Fälle ungerechter Urteilssprüche von niederen Gerichtsbeamten sind häufig, und bis vor kurzem schien es Regel gewesen zu sein, immer das Höchstmaß an Strafe über die unglücklichen Schwarzen zu verhängen, wenn diese sich verweidelt hatten im Netz der Gesetze.

Die folgende Tatsache beleuchtet die Haltung der Weißen gegen die Schwarzen in dieser Sache: Ein öffentlicher Gerichtsbeamter in Transvaal sagte eines Tages in einer Tisch-Rede: „Ich möchte lieber, daß 99 unschuldige Eingeborene verurteilt würden und ins Gefängnis kämen, als daß auch nur ein schuldiger Eingeborener ungestraft entwische.“ Solche Leute dürfen in Südafrika Richter sein. —

Die Geldstrafen, die den Eingeborenen auferlegt werden, gehen meistens über die Kräfte und Verhältnisse des gewöhnlichen Schwarzen. Bei Geldstrafen wird selten ein Unterschied gemacht zwischen Weiß und Schwarz, obwohl der Arbeitslohn der Weißen und Schwarzen gar nicht zu vergleichen ist. In manchen Fällen werden den Schwarzen sogar noch schwerere Geldstrafen auferlegt, als den Weißen und zwar bei gleichen Gesetzesübertretungen. Ein gewöhnlicher Eingeborener verdient zum Beispiel 1 oder 2 Schilling im Tage, ein gewöhnlicher Europäer aber 20 Schilling. So hat ein Eingeborener dann einen ganzen Monat zu arbeiten, um eine Geldstrafe bezahlen zu können. Der Weiße dagegen arbeitet für dieselbe Strafsumme 1 oder 2 Tage. Eingeborene, die auf Farmen arbeiten, bekommen im

allgemeinen den niedrigsten Lohn, manchmal nur 10 Schilling im Monat. Ein solcher Farmarbeiter kam einmal am Morgen zu spät und war gerade noch nicht anwesend, als vom Farmer die Namen der Arbeiter verlesen wurden. Für das Zuspätkommen wurde er für 20 Schilling bestraft; mußte also zwei Monate dafür arbeiten. — Ein anderer Eingeborener wurde letztes Jahr in Johannesburg vor's Gericht gebracht, weil er jemand noch 13 Schilling schuldig geblieben war. Selbstverständlich wurde er für schuldig erklärt und hatte auch die Gerichtskosten zu zahlen. Diese beliefen sich auf 8 englische Pfund — 160 Schilling. Da die Eingeborenen in den meisten Fällen die Geldstrafe nicht zahlen können, müssen sie ins Gefängnis gehen. Ungefähr 200 000 Eingeborene werden alljährlich ins Gefängnis gesteckt. Mehr als die Hälfte davon haben Gefängnisstrafen von ein Monat oder darüber und darunter abzusitzen und zwar für ganz kleine Gesetzesverletzungen und kleinliche Verordnungen. Es ist ganz klar, daß diese Eingeborene keine Verbrecher oder Bösewichte sind, wenn sie ins Gefängnis eingeliefert werden, aber sie werden innerhalb der Gefängnismauern zu Verbrechern gemacht; denn dort kommen sie in Berührung mit wirklichen, verhärteten Gewohnheitsverbrechern. Auf diese Weise gehen zahllose Eingeborene wirklich zugrunde, weil sie immer und immer wieder im Gefängnis mit schlechten Menschen zusammenkommen.

Für die Eingeborenen selbst ist es keine Schande mehr, im Gefängnis zu schmachten. Bei ihrem Volke gelten sie nämlich als Martyrer und verlieren kein bisschen Ansehen oder gar moralischen Wert.

Die Ursache dieses Zustandes ist größtenteils die übertriebene, kleinliche Gesetzgebung oder Gesetzmacherei und die Vielheit von statutarischen Übertretungen, geschaffen von Bürokraten, die den unerschütterlichen Glauben besitzen, daß nur Gesetzgebung allein die Heilung von allen Äbeln bringt. Unter solchen Umständen ist es fast unmöglich, daß ein Eingeborener, der in der Stadt wohnt, nicht hie und da auf dem örtlichen Gerichtshof erscheinen muß und irgendeiner Gesetzzübertretung oder Verlezung eines Gesetzparagraphen angeklagt ist. — Man will jetzt einen Versuch machen, angeklagte Eingeborene etwas milder und menschlicher zu behandeln als bisher und die Richter erhielten entsprechende Anweisungen. Diese lauten: Man solle in Zukunft etwas mehr Milde und Nachsicht walten lassen in der Beurteilung und Verurteilung von Eingeborenen, die kleiner Gesetzzübertretungen angeklagt sind. Auch sollen die Strafen im Verhältnis zur Übertretung stehen. Es soll ferner auch ein freierer Gebrauch gemacht werden von der Einstellung des Strafverfahrens, wenn nicht genügend oder keine stichhaltigen Beweise für die Schuld erbracht werden können.

„Daz auch nur eine einzige Seele durch unsere Saumseligkeit, durch unseren Mangel an Edelmut verloren geht; daz auch nur ein einziger Glau**b**ensbote Halt machen muß, ist eine große Verantwortlichkeit, an die wir im Laufe unseres Lebens nicht oft genug denken.“ *Papst Pius XI.*

„Das Christentum ist die Religion des Opfers und der Liebe. Nur wer Nächstenliebe und Opferfreude besitzt, ist im Herzen recht katholisch. Aus der Opferfreude für die Heidenmission kommt auch der inneren Mission reicher Gewinn zu, vor allem idealistische Gesinnung, wahrhaft katholischer Opfergeist.“ *Fürsterzbischof Dr. Pissl.*

Ein großer afrikanischer Missionar

Von Erzbischof Hinsley

Giner der hervorragendsten Männer des 19. Jahrhunderts, der viel zu wenig bekannt ist, war Monsignore Daniel Comboni, der Apostolische Vikar von Zentral-Afrika. Geboren am 15. März 1831 an der Brescia-Seite des Garda-Sees in Italien, starb er zu Khartum am 10. Oktober 1881.

Er ist der geistige Vater der „Väter vom hlst. Herzen“ und einer Sternkongregation (Pie Madri della Nigrizia) in Verona.



Kirchweihe in D.-Ost-Afrika, Nairobi

Im Jahre 1929 wurden die Vorbereitungen zum Seligprechungsprozeß von den bischöflichen Behörden von Verona und Khartum abgeschlossen und die Erlaubnis zur Weiterfahrt nach Rom eingereicht. In Khartum kamen Zeugen von verschiedener Nationalität und selbst von anderen Glaubensbekenntnissen vor den Bischof Msgr. Silvestri, um ihm ihre Bewunderung für Comboni und ihre Überzeugung von seinem heiligen Leben auszudrücken.

Die offizielle Anerkennung seiner Reliquien fand zu Assuan statt, wohin die wenigen Überreste seines Leibes gebracht wurden. Eine Marmorplatte bezeichnet die Stelle. Das eigentliche Grab Combonis war zu Khartum, auf dem Besitztum der blühenden Mission, die er dort gegründet hatte. Es wurde von den fanatischen Anhängern des Mahdi geschändet und die Gebeine zerstreut.

„Afrika oder sterben“, war Combonis Lösungswort seit seiner Priesterweihe bis zum letzten Augenblick seines Lebens. Dieselbe Lösung ist heute noch wach in den Herzen der Patres, Brüder und Schwestern, die von seinem Geist besetzt sein Werk auf dem nicht viel versprechenden Feld des Sudans fortsetzen.

Combonis Missionsgebiet in Zentralafrika war von gewaltiger Ausdehnung. Es zog sich durch den Sudan bis zu den großen Seen und den

Grenzen von Tanganhika. Für dieses ausgedehnte Gebiet war er seit 1872 als Provinzial aufgestellt und seit 1877 als Apostolischer Vikar; das ganze Gebiet war aufgeteilt unter Missionare verschiedener Kongregationen. Comboni verdient es, unter die großen Pioniere und Erforscher Afrikas gezählt zu werden. Er machte viele Reisen durch die Länder am Weißen Nil und durch Obernubien und zeigte dabei staunenswerte Ausdauer. Nicht wenig steuerte er zur Kenntnis von Land und Leuten bei. Er legte ein Wörterbuch von 3000 Wörtern an und gab es heraus, ebenso verfasste er einen Katechismus und einige Dialoge in der Sprache des Dinkastammes.

Pius XI. erzählt von Comboni, den er persönlich kannte und einige Zeit bei ihm weilte, daß er „aus seinem Munde oder besser aus seinem Herzen ein Bild von jenen Gegenden bekommen habe, in denen er arbeitete.“

Von dem großen Missionar erhielt Priester Ratti, der spätere Papst Pius XI., folgende Geschichte erzählt, die er dem Schreiber dieser Zeilen berichtete. —

Comboni trug auf seinen Reisen die 103 Bände von Moronis „Wörterbuch der Gelehrsamkeit“ mit sich, eine beschwerliche Last für eine Reise in Afrika. Nun war Gaetano Moroni, der fähige Zusammensteller des Wörterbuches, ein Barbier gewesen, als ihn Capellari, der spätere Papst Gregor XVI. zum erstenmal kennen lernte. Er wurde „der Barbier des Papstes“ genannt, obwohl er diesen Dienst beim Papst nie versah, als er später zum Kammer-Adjutanten ernannt wurde.

Comboni erklärte bei einer passenden Gelegenheit einem afrikanischen Häuptling an der Grenze von Abessinien das Geheimnis des Schreibens. Das „Wörterbuch“ stand in einer Ecke auf dem Flur der Hütte und ein Band lag offen auf einem Stuhl. Der Häuptling war neugierig auf diese Bücher und musterte sie eingehend.

„Wer hat dies geschaffen?“, fragte er. „Abuna?“ (der Papst)? „Nein“, sagte Comboni, „nicht der Papst, aber der Barbier des Papstes.“

„O!“ rief der Häuptling aus, „wenn der Barbier des Papstes schon dieses alles kann, was kann dann erst Abuna selbst!“

Die Enzykliken Pius XI. mögen die Antwort geben auf die Frage des Häuptlings.

Kampf gegen die Sklaverei

Comboni muß mit Kardinal Massaia und Lavigerie zu der starken Macht gerechnet werden, die den Feldzug gegen die Sklaverei aufnahm. Seine Begeisterung für diese Sache gewann die Unterstützung des Khediven von Ägypten und König Leopold's von Belgien und verschaffte ihm Freunde in Wien, Paris und London.

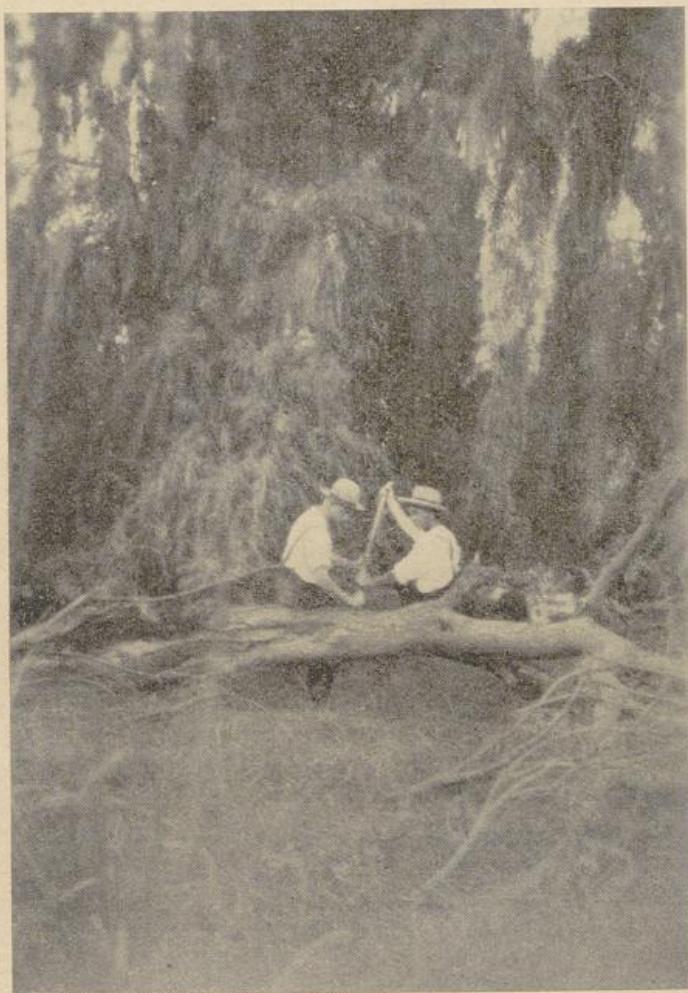
Das Hauptverdienst Combonis ist die Missionierung Afrikas. Es ist unmöglich, ihm nun auf all den staunenerregenden Reisen durch die Wüsten und Wildnisse des Sudans zu folgen. Auch können wir uns kein Bild machen von seinen Reisen in Europa, auf denen er für sein Unternehmen die Mittel sammelte und die Kräfte für seine Tätigkeit auf dem Missionsfeld organisierte.

Der Geist seines Werkes ist vielleicht am besten ersichtlich aus seinem Wert: „Plan für die Wiedergewinnung Afrikas durch Afrika“, das er Pius IX. am 29. Oktober 1864 schenkte.

Sein „Plan“ nimmt Rücksicht auf die tragischen Erfahrungen, die bei nahe die junge Mission von Zentralafrika zum Erliegen gebracht hätten. Erschreckende Opfer waren von diesen Missionaren des hlst. Herzens gebracht

worden. In einer Sprache, deren Kraft und Schönheit den Übersetzer seines Werkes begeistert, beschreibt Comboni in seinem „Plan“ die Erfolge der Europäer, um die Afrikaner aus der Barbarei zu befreien.

Das Mischlingen quälte sein Herz, machte ihn aber entschlossen, eine Lösung für das Problem der Bekämpfung Afrikas zu finden. Er sagte sich, der Weise kann es nicht lange in den entfernteren Gegenden Innerafrikas



Gründung einer neuen Missionsstation (Landsend)
Hochw. P. Gräder und Br. Viktor beim Roden

aushalten, während der Schwarze weder in Europa leben kann oder, wenn er den Aufenthalt im überseeischen Lande überlebt, er verwöhnt und unsfähig für die Arbeit am eigenen Volke zurückkehrt. (Gemeint sind die Eingeborenenpriester, die ihre Ausbildung in Europa erhalten würden. (Die Redak.).

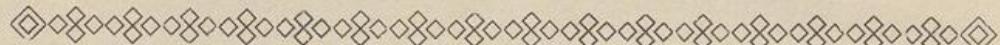
„Sichere also lieber einen Mittelpunkt für die geistige Eroberung Afrikas, wo die Afrikaner leben können und sich nicht ruinieren, wo die Europäer arbeiten können und nicht umsinken! Könnten wir nicht die Bekämpfung

Erntedank

Ich habe gewirkt, ich habe geschafft,
Ich pflügte die Erde mit gläubiger Kraft;
Ich habe voll Andacht den Samen gestreut
Und hoffnungsfroh mich auf die Ernte gesreut;
Ich habe gebetet: Herr, schone mein Gut,
Nimm Felder und Fluren in sorgliche Hut
Und sende nimmer vernichtenden Zorn
Auf keimende Früchte und werdendes Korn. —

Nun ward ich mit allem so gnädig bedacht!
Die Saaten, sie wogten in goldener Fracht;
Die Früchte, sie füllten das üppige Land
Und alles verspürte die wirkende Hand.
O himmlischer Vater, du gastlicher Wirt,
Ich bitt', sei auch ferner mein schützender Hirt,
Mein Haus, meine Scheuern, und alles, was mein,
Bewahr' und beschirm' es, gib Glück und Gedeih'n.

Josef Kamp



Afrikas vorwärts bringen durch Afrika selbst?" Diese Frage brannte in Combonis Herzen.

Ausgehend von der Voraussetzung, daß die heidnischen Stämme Afrikas, auch jene, die nahe an der Küste wohnen, mehr oder weniger denselben Charakter, dieselben Gewohnheiten, Neigungen und Sitten haben, glaubte Comboni, daß es möglich sei, ein gemeinsames System für ihre Verbesserung anwenden zu können.

1. Sein Plan war nicht beschränkt auf die früheren Grenzen seiner Mission in Zentralafrika, sondern er umfaßte die ganze afrikanische Negerrasse. Comboni suchte deshalb die Unterstützung und Mitarbeit der 12 Vikariate, der 9 Apostolischen Präfekturen und der 12 Diözesen, die damals den afrikanischen Kontingent umgaben. Alle Kräfte der Katholiken müßten vereint werden und unter sich organisiert, um mit allen Mitteln die Bekämpfung Innerafrikas in Angriff zu nehmen.

2. Es müßten Institute errichtet werden rings um Afrika für Personen beiderlei Geschlechts, aber nicht zu weit entfernt vom Innern des Landes, an Plätzen, die von Eingeborenen und auch von Europäern bewohnt werden könnten, wo beide leben und schaffen könnten. Hier müßten dann junge Burschen und Mädchen für ihre spätere apostolische Tätigkeit erzogen und ausgebildet werden.

3. Europäische Missionare sollten die Leitung und Aufsicht über diese Niederlassungen übernehmen und auch für die Gründung neuer Missionsstationen unter den Eingeborenen sorgen. In Europa sollten eigens

minarien für die afrikanischen Missionen gegründet werden und diese sollten den Weg zum Apostolat für alle Geistlichen jeder kath. Nation ebnen.

4. Von den Instituten, die den Erdteil rings umgeben, würden dann allmählich gutgeschulte Männer und Frauen ausgewählt werden und ins Innere des Landes gesandt, um dort Mittelpunkte des kathol. Glaubens zu bilden. Diese Zentralstationen sollten dann nach allen Seiten sich ständig erweitern. Die jungen Männer sollten als Lehrer, Katechisten und Handwerksmeister wirken, die Frauen sollten ebenso Unterricht erteilen als Lehrerinnen, wie auch Anleitungen in häuslichen Arbeiten geben und später gute Mütter in christlichen Familien werden.

5. Unter den Katechisten sollte eine ausgesuchte Schar der besten ausgesondert werden, die sich durch Frömmigkeit und gutes Talent auszeichnen, als voraussichtlicher Klerus.

Comboni erkannte die geistigen Fähigkeiten seiner Untergebenen und so empfahl er eine sorgfältige und wohlgerprobte Vorbereitung, aber er wünschte nicht, daß die theologischen und humanistischen Studien, wie die Pflege der übrigen Wissenschaften so umfassend und ausgedehnt für die Eingeborenen gestaltet werden sollten, wie für Europäer. Er hielt einen achtjährigen Lehrgang für künftige Kleriker als hinreichend für Afrika und er glaubte, daß damit den damaligen Bedürfnissen des Landes zur Genüge Rechnung getragen werde.

Comboni hoffte auch Schwesternhäuser für die Auserlesenen der weiblichen Jugend, die Lust und Liebe zum religiösen Leben zeigten, zu öffnen.

Comboni schreibt dazu wörtlich: „Mit Hilfe des überaus einflußreichen Eingeborenenklerus, mit Hilfe der eingeborenen „Barmherzigen Schwestern“ und unterstützt durch die Katechisten mit ihrer so notwendigen Kleinarbeit, durch schwarze Lehrer und Lehrerinnen und nicht zum wenigsten von den geschulten und wohlunterrichteten Familienmüttern, müßten nach und nach zahlreiche katholische Familien gebildet werden, und so könnten blühende christliche Gemeinden entstehen. So würde unsere heilige Religion, die ihren milden Einfluß rings um diese Zentralstationen weit und breit gelten lassen, allmählich Macht bekommen über die unermesslichen Gebiete des noch unerforschten afrikanischen Festlandes.“

Wir müssen nun bedenken, daß dieser Plan vom Jahre 1864 stammt! Comboni meinte weiter, die Missionsstationen, die auf diese Weise von Eingeborenen gegründet würden, müßten von europäischen Missionaren kontrolliert werden, die jedoch zu diesem Zwecke nicht mehr als zwei Jahre die direkte Leitung einer Missionsstation im Innern des Landes haben sollten. So könnte dann geprüften schwarzen Priestern und Katechisten die Erfahrung hinterlassen werden, die in dieser Zeit gesammelt wurde. Der führende Vorschlag Combonis in seinem „Plan“ war folgender: Rings um den Kontinent, an Plätzen von größerer Bedeutung, müßten, wenn das große Werk voranschreitet, kleine Universitäten für Theologie und die übrigen Wissenschaften gegründet werden.

Der „Plan für die Wiedergeburt Afrikas durch Afrika selbst“ sollte von einem europäischen Kommittee ausgeführt werden, das von der „Heiligen Kongregation der Propaganda“ bestimmt wird und auch von ihr abhängig ist.

Die Mitglieder dieses Kommittees sollten Männer des Geistes sein, Männer mit einem glühenden Herzen und Männer voll von Tatkraft,

die von den einzelnen Orden und Kongregationen ausgewählt werden sollten, denen die verschiedenen Missionen in Afrika anvertraut sind.

Kritik an diesem „Plan“ zu üben, war leicht, es ist immer leicht, Fehler zu finden. Aber Combonis „Plan“ offenbarte seine Fähigkeit, voraus-zuschauen und zeigt ihn als erforderlichen Geistesmann, verbunden mit unermüdlicher Arbeitskraft und nicht erschaffendem Seeleneifer.

Das Schreiben, das diesen „Plan“ darlegt, ist auch ein Beweis für Combonis Vertrauen auf die Macht der göttlichen Gnade und in die Fähigkeiten der Seele des Afrikaners. Pius XI. verteidigt an einer bemerkenswerten Stelle seiner Missionsencyklika „Rerum Ecclesiae“ und auch anderswo diese optimistische Haltung.

Benedikt XV. in seiner Enzyklika „Maximum illud“ und unser jetziger Heiliger Vater in der obengenannten Enzyklika lassen keinen Raum übrig, zu zweifeln an der Notwendigkeit eines afrikanischen Eingeborenenklerus, auf dessen Heranbildung Comboni so großen Nachdruck legte.

Unter dem Pontifikat Pius XI. wurde die Gesellschaft des hl. Apostels Petrus, zur Heranbildung eines Eingeborenenklerus, errichtet. Der Platz für einheimische afrikanische Schwestern ist gesichert durch die höchste Autorität und es bestehen schon mancherorts solche Klöster. Eingeborene Katechisten und Lehrer haben sich bewährt und haben getan und tun immer noch, was Comboni von ihnen erwartete. Comboni war seiner Zeit voraus.

Verdienen Combonis Ideale nicht auch heutzutage eingehendes Studium? Vielleicht zeigte Combonis Plan, wie ein Versuch zu einem Staatsmonopol in der afrikanischen Erziehung schon damals vereitelt worden wäre, wenn geordnete Verhältnisse, Leute und Geld dagewesen wären.

Pater Frey zieht nach Bulawayo aus

Vom Dorfburschen zum Missionar

Von Hermann Lingg, Oberndorf a. Lech

Tim Banne wehmütiger Abschiedsgefühle um einen teuren Sohn der Dorfheimat werden heute, am 11. April, diese Zeilen geschrieben. Noch wähne ich den blutjungen Missionar als mein Gegenüber zu haben in ungezwungenem Wechselgespräch über die Bedeutung des Abschiedsbesuches, dem der liebe Gast tapfer begegnet. Der Abendhimmel ist grau verhängt, ein goldener Streifen säumt seinen Mantel, das rollende Rad trägt den Missionspriester nordwärts. Die liebe Heimat flieht rückwärts, Gedanken kreuzen sich, ungeschriebene und ungesprochene.

Der Lehrer von ehedem erinnert sich des Schülers. Lang, lang ist's her. Die Erinnerung ist jung und frisch geblieben. Die Fäden eines tadellosen sittlichen und religiösen Verhaltens, einer glücklichen Begabung und erfreulicher Leistungen durchwirken sie. Schulentlassen lenkte der Musterbursche das Gespann, schritt er hinter dem Pfluge, schnitt, die Pflugsterzen sicher führend, saubere Furchen in Gottes Erdboden. Gemessenen Schrittes streute der junge Bauer guten Samen in das weiche Erdreich. Im Neumond ließ er mit Schwung die Sense im üppigen Gras rauschen und fällte befangen die taublitzenden Gräser, seines Schöpfers Kinder. Sein Dienstherr, mein Gewährsmann, lobte

vor Stunden den willigen, geduldigen und pflichttreuen Helfer, der seine Arbeit tat, als gelte sie dem eigenen Besitz. Den Lockungen der Nacht, der Straße und zweifelhafter Kameradschaft widerstand er mit dem Flammenschwert seines Namensheiligen. Beim Scheine der Ampel las und las er katholische Zeitschriften, Kalender und Bücher und vergaß schier des Aufhörens. Und dann erlebte der Jüngling, das Muster eines freundlichen, höflichen und unantastbaren Dorfburschen eine Primiz und eine Mission. Im Herzen regte sich allgewaltig ein unbändiger Drang und Wille und ließ die aufgewühlte Seele nimmer zur Ruhe kommen. In leichtem Kampf reiste der Entschluß, Missionspriester zu werden. Der liebe Herrgott gab den Beruf dazu und Friede und Freude zog ein in die Burschenseele. Siegreich ward der Kampf mit den Büchern bestanden, die hohe Wissenschaft wurde zum ehlichen Freund und das Jahr der Selbstprüfung im Noviziat erhärtete Entschluß und Wille. Just vor Ostern zog ins Dorf ein junger Priester ein, der Heimatsohn, dem alle Herzen in Wertschätzung und Hochachtung warm entgegenschlugen. Am Ostermontag des Jahres 1931 trat er zum Altare Gottes hin, zu Gott, der seine Jugend erfreute. Er war der Heimat Günstling und Liebling geworden.

Nach einem Jahr kam Pater Michael Frey wieder, Abschied zu nehmen von der trauten Dorfheimat. In der Karwoche versah er zum erstenmale den Dienst des Priesters in der Heimatkirche. Am Weizen Sonntag führte er die Kleinen, sprach zu ihnen in feliger Erinnerung und reichte ihnen den Leib des Herrn.

Schon acht Tage später ist kirchliche und weltliche Abschiedsfeier. Der H. H. Pater General selber ehrt den Scheidenden und die Heimatgemeinde durch seine Anwesenheit. Zum Vorspruch wählt der erfahrene Missionar das Sonntagsevangelium vom guten Hirten. In schlichter, packender Weise bringt er das Schicksal eines armen Volkes dem Verständnis der Gläubigen näher und spricht begeistert von dem großen, reinen Glück der Missionsarbeit. Ein feierliches, levitiertes Hochamt krönt die kirchliche Feier. Am Abend versammelt sich die ganze Gemeinde, jung und alt, hoch und nieder im größten Saale des Dorfes. An Hand klarer, scharfer Lichtbilder führt der Ordensobere, der mehr denn 20 Jahre in der Mission wirkte, die Schar der Gäste ins Missionsgebiet und zeigt den Aufschwung einer



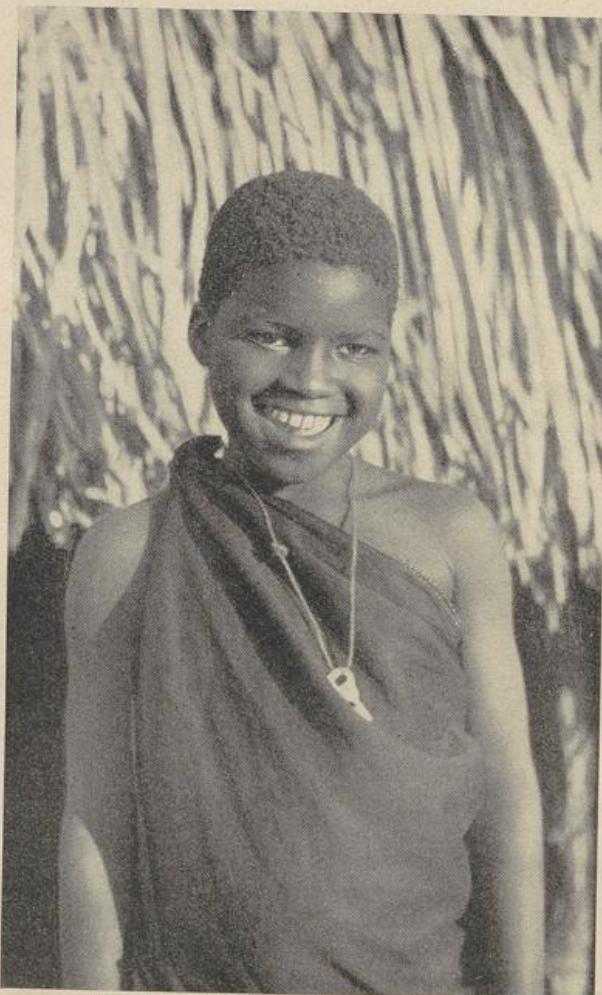
Hochw. P. Michael Frey RMM.
reiste in die Bulawayo-Mission ab

50jährigen Entwicklung der Mariannhiller (Maria Anna auf dem Hügel) Mission. Köstliche Erinnerungen würzten sein Geplauder. Den Missionsgedanken wollte er ins Volk tragen, Missionsbegeisterung

wollte er wecken. Arbeitslosen bot er Beschäftigung an. Der Heimatpfarrer findet herzliche Abschieds- und Trostesworte. Der Bürgermeister beglückwünscht den Scheidenden im Namen der stolzen Heimatgemeinde. Die Musik spielt, Lieder erflingen. Atemlos und ergriffen lauscht der überfüllte Saal den Abschiedsworten des Geehrten, die ein Bekenntnis der Freude und des Dankes an alle sind.

Bis diese Zeilen in Druck gehen, ist die lange See- und Landreise zurückgelegt, Pater Michael Frey, das Oberndorfer Burschenvereinsmitglied von ehedem, ist am Ziele seines künftigen Wirkungskreises in Bulawayo, am Ziele seiner Jugendsehnsucht.

Er, der ihn gefunden, führe und leite ihn auf allen Wegen; sein heiliger Namenspatron und die vielen Legionen der Schutzen Engel bewahre ihn



Ein freundliches Negerkind

in allen Gefahren des Opferberufes! Das Gebet seiner Heimatpfarrei aber helfe und nütze ihm für und für.

„Wo immer ein Christenherz schlägt, da muß der Missionsbefehl des Herrn in ihm wiedertönen; da muß das Mitleid mit denen, die in der Finsternis sitzen, zum Wohltun anregen; da muß das heldenmütige Opfer der Glaubensboten die Missionsliebe zur Missionsbegeisterung entfachen!“

P. B. Arens SJ.

„Die Fülle des Gotteslohnes ergießt sich über diejenigen, die die heilige Mission nach Vermögen mit Almosen unterstützen . . . Sie üben nämlich dadurch viele Werke der christlichen Liebe auf einmal.“ Leo XIII.

Die heilige Lanze

Historische Erzählung von Prälat Konrad Kümmel
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Der Sultan ließ am Mittwoch die sämtlichen Fürsten und Edlen des gefallenen Kaisers Konstantin samt allen ihren Söhnen auf einen großen Platz zusammenführen und bis auf den letzten unbarmherzig niedermetzeln, um eine künftige nationale Erhebung des Griechenvolkes unmöglich zu machen. Dem toten Kaiser aber ließ er das Haupt abhauen, stellte es auf einer Säule öffentlich aus und sandte es als Zeichen seines Sieges über Ostrom und seiner Vernichtung dieses christlichen Reiches an die ihm untergebenen Fürsten in Asien; den Rumpf Konstantins XI. ließ er ehrenvoll beisezen.

Das gewaltige öströmische Kaiserreich, gegründet von Konstantin dem Großen, dem Befreier der Christen aus den Verfolgungen der römischen Cäsaren, hat an jenem 29. Mai 1453 für immer sein Ende gefunden. Rund tausend Jahre hatte es bestanden, und im Laufe dieser Zeit haben etwa fünfundachtzig Kaiser, auch Kaiserinnen, den Thron von Byzanz innegehabt. Nicht wenige derselben waren tüchtig und der Höhe ihrer großen Aufgabe gewachsen, viele aber waren unsfähig oder gar des Thrones unwürdig, manche darunter wahre Schausale.

Seit fünfhundert Jahren hatten sich Konstantinopel und Ostrom von der Einheit der Kirche Gottes und damit vom Abendland getrennt; die heutigen hundertvierzig Millionen griechisch-orthodoxen Schismatiker auf der Balkanhalbinsel und in Russland sind alle aus dieser Trennung von Rom herausgewachsen. An der eigenen Verblendung, an dem fanatischen, selbstgerechten Hass gegen das Papsttum ist Konstantinopel und das öströmische Christenreich schmachvoll in Blut und Schande untergegangen.

In denselben Tagen zu Ende Mai 1453 aber, da die Hauptstadt Ostroms unterging in den Greueln der Eroberung, hat die abendländische Christenheit das Fronleichnamsfest in Freuden begangen, haben die kath. Völker der Welt den Heiland in Brotsgestalt im Triumph durch die Straßen und Plätze der Städte und Dörfer geleitet und im Anschluß an die wundervolle Liturgie dieses Festes das Geheimnis aller Geheimnisse gefeiert und verehrt. Im Hochamt aber haben alle Priester gebetet: „Herr, schenke deiner Kirche die Gaben der Einheit und des Friedens“, und vor der hl. Kommunion, wie jeden Tag: „Herr, sieh auf

den Glauben deiner Kirche und gib ihr nach deinem heiligen Willen Einigkeit und Frieden“ — nach der Vorschrift und dem Beispiel des göttlichen Stifters der Kirche selbst, dessen letztes großes hochpriesterliches Gebet am Abend vor seinem Tod ausflang in den Worten: „Vater, ich bitte dich, daß alle eins seien, so wie du in mir und ich in dir, damit auch sie in uns eins seien!“

In diesen Worten ist jedem Absfall und jeder Trennung von der Kirche Gottes das Urteil gesprochen für alle Zeiten und alle Völker der Erde.

Mehr als ein halbes Jahr war vergangen seit jenem ersten Fastenfreitag, an welchem des Sultans Bruder, Prinz Oschem, in Rom eingezogen war als freiwilliger Gefangener des Papstes. Selten zeigte er sich öffentlich, nur etwa, wenn er mit seinem Gefolge zur Jagd ritt, und dabei vermied er den Weg durch die Stadt. Aber in den nordwestlichen Räumen des Vatikans, wo er seinen Aufenthalt hatte, bekamen ihn viele Römer zu Gesicht und wußten zu erzählen von dem dunkelfarbigen, gewaltigen Manne, der viel älter aussah, als er war, von seiner majestätischen Unnahbarkeit, seinem unheimlichen Blicke aus halbgeschlossenen Augen, seiner Uppigkeit in den Mahlzeiten und seinem furchtbaren Zähzorn, welchem schon mehr als einer Sklaven zum Opfer gefallen war.

Nur seine Janitscharen, seine Leibwachen, fürchteten ihn nicht; sie waren sich ja bewußt, daß Prinz Oschem in ihrer Hand, daß er ein verlorener Mann war, wenn sie ihn verließen.

Und am wenigsten fürchtete ihn der Oberste seiner Janitscharen, Pio Bandidini, der Großvater Lukretias, dessen stramme Gestalt auch noch gar nicht erkennen ließ, daß er schon siebzig Jahre zählte. „Nonno Pio“, wie ihn die schöne Enkelin Lukretia nannte, besaß das Vertrauen seines Herrn in vollem Maße und hatte viele Freiheit. Beinahe seine einzige Aufgabe war, mit einigen besonders vertrauten Leuten vor dem Schloßgemach des Prinzen Wache zu halten, bis er dasselbe verließ. Während des Tages hatte der alte Janitschar reichlich Zeit, seine Enkelin, seinen Jugendfreund Bartolomäo und andere Bekannte im Traßeverviertel aufzusuchen und mit ihnen zu plaudern oder auch die Ewige Stadt zu durchwandern und alte,

ihm vertraute Stätten aufzusuchen. Und es war den römischen Jungen und Alten jetzt kein Entsezen und kein Ärgernis mehr, wenn der Alte in der türkischen Janitscharenmontur in eine Kirche eintrat: sie wußten, Pio Biandini war so gut katholisch wie sie selber.

So war es nicht sehr auffallend, als er einmal, begleitet von Lukretia, auch im Sprechzimmer der ehrwürdigen Frauen des Klosters Santa Cäcilia erschien: er wollte der Abtissin Tarzisia danken für die mütterliche Liebe und Sorge um seine Enkelin während seiner langen Abwesenheit im fernen, nun verlorenen oströmischen Konstantinopel.

Und es konnte nicht fehlen, daß Mutter Tarzisia den alten Kriegsmann bat, ihr und den drei älteren Mtschwestern, welche mit ihr hinter dem Sprechgitter saßen, zu erzählen von dem, was er erlebt hatte bei jener weltbewegenden Katastrophe.

„Wie groß das Unglück war, weiß nur der, welcher diese Stadt gesehen hat im Glanz und der Herrlichkeit, da sie noch Christlich gewesen ist“, sagte er ergriffen und tieftraurig.

„Und Eure Augen haben das alles noch gesehen?“ erwiderte fragend Frau Tarzisia.

„Noch ein volles Dreivierteljahr“, bejahte Pio Biandini, „wir verließen Rom im Maimonat mit unserem Kardinal Isidor, welchen der Papst an den Kaiser gesandt hat, und waren im Hochsommer in Konstantinopel. Vierzehn Tage vor Weihnachten hat der Kardinal in der Hagia Sophia feierlich verkündet, daß die Trennung von Rom zu Ende und Ostrom wieder katholisch sei, der Kaiser Konstantin an der Spitze. Die Fastenzeit ist gekommen, die Pöpen haben viel gepredigt von Buße, aber noch mehr den Hass gegen die Lateiner, und dann ist unserem Herrgott die Geduld ausgegan- gen: schon in den Ostertagen haben die Ungläubigen uns eingeschlossen.“

„Uns —“, wiederholte Frau Tarzisia, „Ihr seid doch noch vorher aus der Stadt entkommen mit dem Kardinal Isidor?“

„Ehrwürdige Frau, der Kardinal und die Franziskaner sind geblieben, und wir, seine Leibwache, haben gekämpft bis zum letzten Augenblick; die meisten sind auch gefallen für unseren heiligen Glauben.“

Die fromme Frau schlug erschüttert die Hände zusammen. „So habt Ihr all den Greuel und das Verderben selber gesehen, welche über die stolze Stadt gekommen sind“, sprach sie mehr zu sich selber, als zu dem alten Kriegsmann, „das ist ja ein dreifaches Wunder, daß Ihr diesem Weltuntergang entronnen

seid . . . wirklich ein großes Wunder.“

„Um des frommen Kardinals willen“, ergänzte Pio Biandini, „er hat keine Gefahr und keine Mühe gescheut. Mit dem Kaiser und dem Feldherrn Justiniani hat er die Verteidigung geleitet, überall hat man ihn gesehen, uns ermutigend und lobend, mehr als ein Dutzend tapferer Leute sind in seiner Nähe gefallen, und er hat nicht an seine eigene Sicherheit gedacht.“

„Wie hat Gott Euch dann gerettet?“

„Als Justiniani am letzten Tage des großen Sturmes den Kaiser verließ, blieb der Kardinal bei ihm und wir, seine Leibwache. Man kämpfte schon beinahe Mann gegen Mann an dem Romanustore, und wir hätten den Kaiser gerettet, wenn nicht von oben herein die Ungläubigen auch gekommen wären, — nun waren wir verloren . . .“

„Auch darauf waren wir vorbereitet“, setzte er nach einer Pause seine Rede fort, „in der Frühe hat uns Kardinal Isidor in der Hagia Sophia in seiner Messe das heilige Sakrament gereicht — fast für alle, auch für den tapferen Kaiser Konstantin, zugleich die Wegzehrung . . .“

„Gott tröste sie alle“, kam's rauh aus der Kehle des greisen Soldaten.

„Sie sind im Himmel“, sagte Frau Tarzisia schier ehrfürchtig, „sie sind gestorben für den Glauben im heiligen Kampfe.“

„Da hat der Kaiser nicht an sich gedacht, sondern nur an das teure Leben des Gesandten Seiner Heiligkeit, des Kardinals Isidor. Er hat ihn beschworen, sich zu retten, uns aber hat er den Befehl gegeben, ihn in die Mitte zu nehmen und zu versuchen, ihn auf der Seite des Hafens in Sicherheit zu bringen, wo auch Justiniani entkommen war. Durch enge Gassen und Winkel, wohin noch kein Türke kam, haben wir den Kardinal zu einem venezianischen Boote gebracht, dazu noch die zwei Franziskaner; wir Kriegsleute aber gelangten nicht mehr zum Kaiser . . . Auch den Tod haben wir nicht gefunden . . .“

„Deo gratias zu tausendmalen“, kam's halblaut über die Lippen Lukretias, die dem Großvater zur Seite saß. Und „Deo gratias“ wiederholten die drei Nonnen im schwarzen Gewande des hl. Benedikt.

„Auf dem Rückweg zum Kaiserpalast waren wir plötzlich völlig eingeschlossen von den Ungläubigen; wir sagten uns alle, daß in der nächsten Viertelstunde keiner von uns mehr leben werde; tödmüde sind wir auch gewesen . . . Da hat Gott den Sinn des Offiziers der Janitscharen anders gelenkt. Er forderte, wir

jollen uns gefangen geben und versprach bei Allah, daß keinem etwas am Leben geschehen werde . . .“

„Das ist ein edler Feind gewesen“, sagte Frau Sarzisia.

Nonno Pio lachte. „Verzeihet, ehrwürdige Frau, nicht Edelmuth ist das gewesen, sondern Habguth. Er hat gesehen, daß wir lauter junge kräftige Leute waren, kurz und gut: er hat uns verkauft . . . uns römische Bürger um ein Schandgeld . . . !“

„Auch den Sohn Gottes hat dieses Los getroffen“, tröstete Frau Sarzisia.

den Arm legte und fuhr fort: „Ein Sohn und Bürger Roms wird nicht zum Verräter an seinem Glauben — lieber sterben — lieber sich martern lassen. Und geplagt bin ich worden, gepeitscht, sogar auf die Fußsohlen, in Ketten gelegt und bis zum Verschmachten haben sie mich Durst leiden lassen in dem heißen Kerker, aber ich bin festgeblieben. San Paolo, mein Namenspatron, hat mich nicht verlassen . . .“

„Gott sei Dank; er hat ein Wunder an Euch getan . . .“

„Als es sich dann fügte, daß ich dem



Entstehen einer neuen Missionsstation (Landsend)

„Verkauft an einen Juden als Sklaven, der uns weiter verschacherte . . . Keiner von den Kameraden hat den anderen wiedergesehen. Ich kam ins Haus eines Agas, und der hat mich nach einem Jahre dem Sultan geschenkt. Ich war der größte und stärkste unter seinen Sklaven. Und weil ich die sicherste Hand hatte mit Säbel und Wurfspeiß, ließ mich Sultan Mohammed unter seine Janitscharen stecken.“

„Ihr werdet die Frage einer christlichen Römerin, der Patin Eurer Enkelin, erlauben, Herr Oberster“, sprach jetzt ernst die Abtissin, „die Frage nach dem heiligen Glauben . . .“

Stolz richtete sich Nonno Pio auf. „Der Signor Lippi, der Schrift“, sagte er mit starker Stimme, „hat mich einen Renegaten genannt — ein zweitesmal tut er's nicht . . .“ Der Alte wurde ruhiger, als Lukretia ihm die Hand auf

einigen Söhnlein des Agas das Leben rettete, da hörte die Verfolgung auf und ich hatte meine Ruhe. Und bei den Janitscharen machte ich es so: wenn die Muhekins zum Gebete riefen, dreimal des Tages, dann fiel auch ich nieder und betete den Glauben, das Ave Maria und Paternoster, am Freitag, da wir den Sultan zum Besuch der Moschee begleiteten, hatten wir nur außen zu warten, und wenn der Monat Ramadan kam, dachte ich eben, es sei unsere Fastenzeit; nur der Wein hat mir manchmal gefehlt . . .“

„Armer Nonno“, bedauerte Lukretia.

„Und nach ein paar Jahren war ich völlig sicher. Es gab in Konstantinopel immer noch viele römische Christen und auch Priester; ich lernte manche kennen und so bin ich schier alle Jahre dazu gekommen, die Beicht und das heilige Sakrament zu empfangen. Nein: Gott

weiß es: ein Verräter am Glauben, ein Renegat ist Pio Biandini nicht geworden.“

„Ein Bekenner ist Pio Biandini geworden“, sprach schier ehrfürchtig die Äbtissin Tarzisia und streckte ihm die beringte Hand durchs Gitter hinaus entgegen, „Gott hat Großes an euch getan, sein heiliger Name sei gepriesen.“

Er fasste die Hand einen Augenblick und erwiederte: „Jetzt erst denke ich recht daran, daß unser Herrgott mir damals beigestanden ist. Hab ja mit eigenen Augen so manchen gesehen, der seinen Glauben verkauft und verraten hat und ein Mohammedaner geworden ist — lateinische und noch mehr griechische Christen. Einmal kam ich dazu, wie sechs oder acht Nonnen vor dem Ulema Christus verleugneten und Allah als ihren Gott anriefen . . .“

Ein dreifacher Weheruf klang durchs klösterliche Sprechzimmer, aber der alte Janitschar meinte: „Pardone, ehrwürdige Schwestern; es sind griechische Nonnen gewesen, keine katholischen. Und haben auch so jammerwürdig ausgesehen, daß man eher Mitleid haben mußte als Zorn über ihren Absfall.“

„Warum haben sie denn nicht vollends ausgeharret?“ fragte Frau Tarzisia, „jetzt hätten sie als Märtyrinnen und Jungfrauen die Krone im Himmel — o Herr, gib uns die Gnade der Beharrlichkeit bis zum Ende, die größte aller Gnaden!“

„Amen“, bekräftigte der Kriegsmann Pio, „mit den armen Nonnen habe ich heut noch Bedauern, ärgerer Verräter sind aber ihre Popen und Priester und der große Gennadios, ihr Höchster, selber gewesen.“

„Sind diese auch abgefallen?“

„Das gerade nicht, aber vielleicht ist's noch schmählicher, was sie taten. Waren sie offen mohammedanisch geworden, so wüßte man, woran man mit ihnen ist, aber jetzt rühmen sie sich ihres reinen Christentums und sind doch gleichzeitig die Knechte des Sultans“, rief der greise Janitschar und schlug sich entrüstet aufs Knie, „pfui der Schande über dieses Christentum!“

„Ist aber doch noch ein Christentum“, wagte eine Assistentin der Mutter Tarzisia halblaut zu sagen.

Aber Nonno Biandini, der noch gut hörte, erwiederte: „Ein Christentum, ja, aber nicht von Gottes Gnaden, sondern von der Gnade des Sultans, daß Gott sich erbarme!“

Und als die Klosterfrau einwendete: „Verzeiht, tapferer Herr, aber es heißt ja, die griechischen Christen in Konstan-

tinopel dürfen in ihrem Glauben verbleiben.“

„Die Griechen sind schlau und durchtrieben“, erwiederte der alte Janitschar, „aber Mohammed der Zweite ist noch schlauer gewesen und hat sie alle in seinen Sack bekommen.“

Und als ihn die ehrwürdigen Frauen fragend anblickten, fuhr er fort: „Wenn man's genau nimmt, ist es gar nicht so schwer gegangen. Haben ja die griechischen Popen und Mönche oft genug ge predigt, lieber sei ihnen des Sultans Halbmond in Konstantinopel, als die Tiara des Papstes: damit ist der Weg schon gebahnt gewesen. Selber bin ich dabei gewesen“, rief der Greis beinahe laut, während seine Augen flammten, „und selber hab ich's gesehen, wie der hochmütige Pope Gennadios, den das Volk als seinen Heiligen verehrt, gar demütig und klein vor Mohammed gestanden ist, und der Sultan, das Oberhaupt der Ungläubigen, hat den Gennadios in einer christlichen Kirche zum Patriarchen von Konstantinopel ernannt und hat ihm den goldenen Hirtenstab übergeben als Zeichen dieser Ernennung. Gennadios hat dies angenommen und sich dafür noch tief bedankt und versichert, daß er dem Sultan ergeben und untertan sein wolle. Das wirkliche Oberhaupt der Kirche, den Nachfolger von Sankt Petri, verleugnet dieser Pharisäer; vom Papst den Hirtenstab anzunehmen, ist Gennadios zu stolz, aber vom Sultan der Ungläubigen läßt er sich zum Bischof ernennen, das ist griechisches Christentum!“

Ein Augenblick tiefen Schweigens folgte. Die Schmach solchen Verrats am Glauben und der Freiheit des Kreuzes Christi überwältigte die kleine Gesellschaft in dem Sprechzimmer des Klosters.

Tief aufatmend sprach endlich Frau Tarzisia: „Tapferer Herr Biandini, Ihr habt freilich tief hineingeschaut in den Abgrund des Unglücks von Konstantinopel. Das griechische Christentum ist bisher getrennt gewesen vom Mittelpunkte der Kirche; jetzt aber ist es auch noch unter die Herrschaft des Sultans gekommen, unter das Zepter des Unglaubens und dieser Welt: das ist das Ende.“

„Gottes Strafe, Gottes Gericht, Gottes Urteil!“ erwiederte Pio Biandini, „so hat es ja kommen müssen. Jetzt ist der Patriarch Ostroms der machtlose Sklave Mohammeds; denn der Sultan ernennet nur den Patriarchen, der zum voraus verspricht, ihm in allem zum Willen zu sein. Und zum Zeichen, daß er Bischofsamt und Patriarchenstab vom Sultan hat, muß jeder Patriarch viertausend

Dukaten ihm als Tribut zahlen — und tut es auch: aber zur Verteidigung Konstantinopels hat man kein Geld gehabt!"

Laut lachte der alte Janitschar auf. „Habe ich nicht gesagt: die Griechen sind schlau, aber der Sultan ist schlauer als sie; er hat sie nun alle zusammen, angesangt vom „heiligen“ Patriarchen Gennadios und seinen Nachfolgern bis herab zum letzten Vopen, das ganze griechische Christentum, das von Rom sich losgemacht, in seinem Sacke, und ihnen ist nicht mehr zu helfen!"

„Wie erschütternd ist das alles, was Ihr uns erzählt habt, Herr Oberster Biandini“, sagte die Äbtissin Tarzisia, „was hat doch Gottes Vorsehung Euch alles erleben lassen in jenem schrecklichen Untergange Ostroms!“

„Und noch wunderbarer“, kam's jetzt aus dem Munde Lukretias, „dass nonno Pio wieder heimgekommen ist — so gesund, so voll Kraft . . . o carissimo nonno, wie gut ist doch Gott!“

„Es ist ja schier ein Wunder“, meinte der alte Janitschar, „und doch habe ich niemals die Hoffnung aufgegeben, Rom, die Ewige Stadt, doch wieder zu sehen, obgleich ich mir niemals sagen konnte, wie dies geschehen sollte. Und dass mich vollends der Türkprinz selbst hierher gebracht hat, das geht über alles Denken.“

„Dürfen wir fragen, Signor Biandini, wie Ihr denn zu dem Prinzen Djchem gekommen seid?“

„Das ist bald beantwortet, ehrwürdige Frau“, antwortete Pio, „ich war schon mehrere Jahre unter den Janitscharen des Sultans Mohammed, als sein Sohn Djchem geboren wurde; der nächste nach dem erstgeborenen Bajazet, der jetzt Großsultan ist. Schon nach einigen Jahren kam ich zur Leibwache des kleinen Djchem, und als er 16 Jahre alt war — er sah aber schon aus wie einer mit 24 —, machte ihn sein Vater Mohammed zum Statthalter von Noromanien.“

„Diesen Namen haben wir noch nie gehört“, meinte Frau Tarzisia.

„Es liegt auch noch ein gutes Stück Wegs hinter Konstantinopel in Kleinasien drüber, die Gegend ist wild und rauh, es war schier eine Verbannung aus dem herrlichen Konstantinopel. Und so ist es wahrscheinlich auch dem Prinzen vorgekommen. Nach ein paar Jahren ist sein Vater gestorben und Bajazet wurde Sultan. Da hat Prinz Djchem losgeschlagen.“

„Wie meint Ihr das, Pio Biandini?“
Der Alte strich wohlgefällig seinen Bart. „Er hat losgeschlagen gegen Baja-

zett; er hat sich selbst zum Sultan erklärt.“

„Gegen den eigenen Bruder?“

„Ja: denn Prinz Djchem ist viel größer und stattlicher als Bajazet, auch tüchtiger im Krieg, und das Volk hat ihn überall gerne gehabt. Alles hat ihm zujubelt, als er ausrufen ließ, er sei der rechtmäßige Herrscher der Osmanen und nicht Bajazet, und alles hat ihm recht gegeben. Man hat auch gewusst, dass Bajazet ihn bei nächster Gelegenheit töten lassen würde, um keinen Nebenbuhler zu haben, wie das nun einmal der Brauch ist bei den Sultanen der Ungläubigen.“

„Gott sei es geflacht — welche Grausamkeit!“

„Und dann sind die beiden Brüder gegeneinander in den Kampf gezogen“, fuhr der Janitschar fort. „Unser Prinz Djchem ist zuerst siegreich vorgerückt und wir haben sogar die Festung Brusza erobert. Aber bis nach Konstantinopel sind wir nicht gekommen; da sind wir geschlagen worden. Dass Prinz Djchem und seine Vertrauten entkommen und zuletzt bis nach Agypten gelangt sind, das kann ich heute noch nicht begreifen; er hat eben überall noch geheime Anhänger. Am Nil hat man ihn mit offenen Armen empfangen und ihn zum König von Agypten ausgerufen. Aber zuletzt hat eben sein Bruder, der Sultan, doch die Überhand gewonnen, und — das ist mein Glück gewesen.“

Pio Biandini hielt inne und faltete unwillkürlich die Hände; die ehrwürdigen Frauen schwiegen gleichfalls; nur die Äbtissin richtete fragend einen kurzen Blick auf den Greis.

„Ja, so ist es geschehen“, fuhr er jetzt fort, „der Sultan Bajazet hat seinen Bruder um jeden Preis in seine Gewalt zu bekommen gesucht — und damit hat er dem Janitscharen Pio Biandini den Heimweg nach Rom gebahnt — wahr ist es und Tatsache, so gewiss ich lebe.“

„Und jetzt ist der nonno carissimo wieder da und wir lassen ihn nie mehr fort“, ergänzte Lukretia mit freudblitzenden Augen.

„Wäre Prinz Djchem in der Türkei geblieben, so hätte Bajazet nicht geruht, bis er sein Gefangener war, und am nächsten Tage wäre weder er noch einer von uns am Leben gewesen; das hat der Prinz wohl gewusst. Und so hat ihm unser Herrgott den Gedanken eingegeben . . .“

„Dem Ungläubigen“, bemerkte eine der Nonnen dazwischen . . .

„. . . Es ist doch so, ehrwürdige Schwester, unser Herrgott hat den türki-

ischen Prinzen übers Meer geführt und hierher in die Gewalt des Heiligen Vaters . . . Lieber als seinem Bruder hat Oschem sich den Christen ergeben, dem Großmeister der Johanniter auf der festen Insel Rhodus: da ist er sicher gewesen, und dieser hat uns dann in die Hände der Ordensbrüder gegeben und zuletzt hierher in den Vatikan — einen größeren Schlag hätte es für den grauhamen Bajazet nicht geben können; er habe getobt vor Wut und Eßen und Trinken sogar vergessen“, lachte der Greis.

„Mit dem türkischen Prinzen hat die ganze Christenheit ein Pfand in der Hand gegen den Sultan, so ist es“, bestätigte Frau Tarzisia: „ja diesen großen Erfolg hat der allmächtige Gott unserm Heiligen Vater Innozenz, unserem einstigen Kardinal, gegeben: das ist ganz ohnegleichen, soweit man denken kann.“

„Der Prinz muß aber auch jetzt noch auf der Hut sein“, fügte Pio Blandini an, „Bajazet fürchtet keine Hindernisse und scheut keine Kosten, wenn er etwas erreichen will. Es ist ganz sicher, daß er Mörder dingt und bestellt, und leider gibt es ja verworfene genug, auch unter den Christen . . . Vielleicht wäre es besser, wenn kein Mensch wüßte, wo Prinz Oschem untergebracht ist . . .“

„Dann hätten wir ja den Großvater am Ende gar nicht in Rom wiedergesehen“, warf Lukretia ein.

„Nun ist es einmal so“, fuhr er fort, „und man kann nichts tun, als doppelt und dreifach wachsam sein. Sogar der Heilige Vater hat mir das aufgefordert.“

„Nonno carissimo“, rief Lukretia, „hast du ihn gesehen? Hat der Papst selber mit dir gesprochen — davon hast du uns doch gar nichts gesagt?“

„Der Heilige Vater muß erfahren haben, daß unter Oschens Janitscharen auch ein Christ und Römer sei“, erklärte Pio, „und so mußte der Capitano der rhodesischen Wache des Prinzen mich dem Papste vorstellen; es ist noch nicht lange her . . . Er wollte alles wissen, und ich habe ihm erzählt, was ich erlebt habe, und habe beteuert, daß ich meinen Christenglauben nicht verleugnet habe. Er hat mich gelobt, einen treuen Befreier genannt und mir eine goldene Medaille geschenkt.“

„Wo ist sie, nonno Pio?“ rief Lukretia, zeig sie uns doch!“

„Das nächste Mal, Kind. Daß ich aber zu Ende komme: Der Heilige Vater hat mir besonders empfohlen, jürgsam acht zu geben, daß dem Prinzen nichts geschieht. Er hat sogar gesagt: sobald ich

eine Gefahr für den Prinzen entdecke, solle ich ihm alles persönlich melden, jederzeit, auch bei Nacht, dürfe ich Zutritt verlangen . . .“

„Das ist ein außerordentliches Vertrauen“, staunte die Äbtissin, „Lukretia, du darfst stolz sein auf deinen Großvater, ja, er ist ein berühmter Mann, ein Befreier, ein Held . . .“

In diesem Augenblicke erklang ein Glockenzeichen im Innern des Klosters.

„Die Zeit ist verflogen, während Ihr erzählt habt, Herr Oberster“, sagte die Äbtissin Tarzisia zu Pio Blandini, indem sie sich erhob, „es läutet zur Komplett.“

„Ich will die ehrwürdigen Frauen keinen Augenblick länger aufhalten“, erwiderte der alte Janitschar, „und bitte um pardone, wenn ich Sie über Gebühr hingehalten habe.“

„Wir schulden Euch großen Dank“, erwiderte sie, „und bedaure nur, daß Ihr Euren Bericht zuletzt ganz kurz gemacht habt; es gäbe für uns neugierige Frauen noch manches zu fragen . . .“

Der Janitschar strich sich den langen Bart und meinte, er könnte freilich noch gar manches erzählen; die Äbtissin lud ihn ein, in der nächsten Woche wieder ins Sprechzimmer zu kommen, worauf er zusagte; dann verschwanden die Nonnen geräuschlos im Hintergrund des Sprechgitters.

Als Pio Blandini und seine Enkelin Lukretia aus dem Vorplatz vor der Kirche Santa Cäcilia hinaustraten, reckte er sich in seiner ganzen Größe, atmete ein paarmal tief auf, und sagte, nun müsse er seine steifen Beine wieder in Gang bringen und einen Gang durch die Stadt machen, ehe er in den Vatikan zurückkehre.

„Aber vorher muß der nonno carissimo einen Schluck Wein nehmen“, bat Lukretia, und die beiden schritten ihrem kleinen Hause zu. Der Vormund Lippi war nicht daheim.

„Er ist viel abwesend“, erklärte Lukretia, „wohl manchmal im Weinberg bei San Pancratio oben, oft aber anderswo, und er sagt mir niemals, wohin er geht, und was er für Geschäfte treibt.“

„Vielleicht ist es besser, wenn du nicht alles weißt“, erwiderte der Großvater, „die Hauptsache ist, daß er dich ungeschoren läßt und respektiert.“

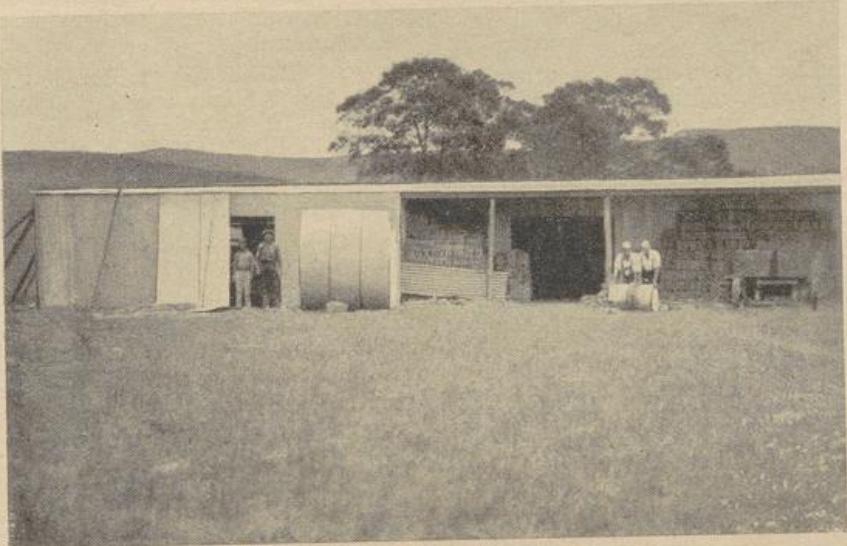
„Manchmal ist er recht freundlich, aber oft spricht er den Tag über kaum ein Wort mit mir, und ich meine immer auf der Hut sein zu müssen; ich habe kein Vertrauen mehr zu ihm, obwohl er verwandt ist.“

„Du hast recht, Lukretia, traeue ihm nicht“, erwiderte Pio, „sei vorsichtig und halte die Augen offen. Und allzulange wird es nicht mehr dauern: Paolo wird dich ja doch im kommenden Winter noch zum Altar und dann ins Haus seines Großvaters Bartolomäo heimsühren. Dann bist du den Vormund Lippi los für immer.“

Das junge Mädchen errötete und schüttelte das schöne Haupt. „So lieb mir mein Bräutigam ist“, sagte sie ernst, „nonno Pio, und so viel ich auf ihn halte: an die Hochzeit habe ich im Ernst

zogen, und der nahende Sturm begann den Staub hoch aufzuwirbeln. Vom Pincio herab und durchs Tor herein eilten die Leute in größter Hast; sie wußten warum: die Zeit der Oktobergewitter war angebrochen. Mit unglaublicher Eile ziehen sie heran und toben sich aus, um nach kaum einer Stunde wieder dem blauen Himmel Platz zu machen.

Pio Biandini kannte das. Eben wollte er wieder in die Kirche zurückkehren, um hier den Ausbruch des Gewitters abzuwarten, als zwei andere Janitscharen, Untergebene von ihm, welche den Nach-



Entstehen einer neuen Missionsstation (Landsend)

jetzt noch nicht gedacht; ich bin auch noch reichlich jung, und es ist immer, als ob noch etwas dazwischen käme, als ob noch eine Schranke vorhanden wäre . . .“

Lächelnd legte ihr der greise Janitschar die Hand aufs Haupt. „Gott schütze dich, Lukretia mia; schließlich wird gewiß alles recht werden. Und nun addio; ich will weitergehen, hinaus zur piazzo del popolo und von dort langsam zurück nach dem Vatikan.“

Eine halbe Stunde später trat Pio Biandini aus der ehrwürdigen Kirche Maria del popolo am Fuße der Gartenhügel des Pincio, deren Front neu hergestellt wurde, und war im Begriffe, über den weiten Platz und die anstoßenden Wiesen dem Vatikan zuzuschreiten, als ein Windstoß ihm beinahe die hohe weiße Mütze abriß. Überrascht schaute er auf: der Himmel, der noch vor einer Viertelstunde in strahlendem Blau und Sonnenschein geleuchtet hatte, war mehr als zur Hälfte mit dunklen Wolken über-

mittagsurlaub zu einem Spaziergang benutzt hatten, auf ihn zueilten; sie fanden sich offenbar nicht zurecht in der Stadt. Mit ihnen, den Mohammedanern, wollte er nicht in das Heiligtum treten; er schritt ihnen voran über den weiten, gräsbewachsenen Platz und gewann gerade noch rechtzeitig eine unscheinbare osteria, ehe der Platzregen einzetzte.

Nur zwei andere Gäste saßen hier in der schlechtbeleuchteten Stube; nonno Pio wurde trotzdem den feindseligen Blick gewahr, welchen einer der beiden Männer ihm und seinen Begleitern zuwarf, während der andere eine halblaute Verwünschung murmelte. Er setzte sich so, daß er die beiden unauffällig beobachten konnte, während seine jüngeren Janitscharen durch Zeichen und einige mühsam ausgesprochene italienische Worte der Wirtin zu verstehen gaben, daß sie ihnen Trauben und Früchte bringen möge. Als gläubige Mohammedaner durften sie ja

keinen Wein genießen.

„Sono turci, non capiscano (es sind Türken, sie verstehen uns nicht), flüsterte einer der Männer dem andern zu, doch nicht so leise, daß es der alte Pio nicht verstanden hätte. Er war im Begriffe gewesen, sie in italienischer Sprache zu begrüßen; nun aber hielt er es für gera-ten, zu schweigen und sie auf dem Glauben zu lassen, daß er, gleich seinen jüngeren Kameraden, nicht italienisch sprechen könne. Mit Absicht wendete er sich nur ihnen zu, als kümmerte er sich um die beiden Fremden nicht, und gebrauchte dabei stets die türkische Sprache, die ihm ja vollständig geläufig war.

Bald konnte er sehen, daß die Fremden wieder freundlicher dreinschauten. „Es ist so“, bestätigte der andere der selben, „sie verstehen nicht, was wir sagen . . .“

Mit Absicht sprachen sie jetzt laut, daß jedes Wort in dem Gemache widerhallte, aber Pio plauderte mit seinen Waffen-gefährten weiter, als verstände er kein Wort, während er sich eine goldgelbe Traube schmecken ließ.

Nun waren die beiden offenbar vollständig befriedigt und setzten ihr Gespräch, das durch den Eintritt der Janitscharen gestört worden war, wieder fort. Trotzdem sie vorsichtig kaum halblaut sprachen, konnte Pio Biandini manches Wort verstehen. Sein scharfes Auge, seine tausendfache Erfahrung mit Menschen aller Art und sein gesunder Instinkt hatten ihm vom ersten Augenblick an die beiden Fremden, welche indessen gut gekleidet waren und über gebildete Manieren verfügten, verdächtig erscheinen lassen, und so kam es, daß er ihnen immer aufmerksamer lauschte, während er äußerlich sich gar nicht um sie zu kümmern schien.

Einmal verstand er das Wort „Vatikan“, dann kam die Wendung: „Der große Herr zahlt fürstlich“ dann war wieder die Rede von „der Stadt, auf deren Gebiet man sicher sei“ . . . Das war nicht das römische, sondern venetianisches Italienisch, also ist „die Stadt“ Venedig selbst und mit dem großen Herrn“ der Sultan gemeint, mit welchem die reiche See- und Handelsstadt immer noch Geschäfte macht. Bei den beiden Fremden handelte es sich also um etwas mehr als etwa um einen Raub oder eine andere Banditentat. Dafür waren sie schon zu sein gekleidet. Es ging um mehr. Und nun galt es erst recht, dem Gespräch zu folgen.

Um die Fremden ganz sicher zu machen, begann Großvater Pio seinen mo-

hammedanischen Untergebenen zu erzählen, wie jenseits des Platzes am Abhang des Pincio der schreckliche Wütend Nero sein Ende gefunden, wie aber der Scheitan (der böse Feind) in tausend entsetzlichen Gestalten die Gegend unheimlich gemacht habe; darum haben die Christen dort drüben das Heiligtum errichtet, und seither sei es Ruhe geworden. Bei dieser Erzählung in türkischer Sprache zeigte er, sich erhebend, hinüber zur Kirche Maria del popolo, näherte sich aber zugleich der Ecke, in welcher die beiden Unbekannten saßen, die nun völlig beruhigt waren, und konnte auf diese Weise genauer als vorher hören, was sie sprachen.

Jetzt fiel ein Wort, das ihn beinahe aus der Fassung brachte: „Lippi“!

„Ich will dich mit ihm bekannt machen“, fuhr der Neapolitaner fort . . . „hat gute Bekannte im Vatikan . . . kennt den Brunnen . . .“

Der alte Janitschar brauchte seine ganze Kraft, um seine geheuchelte Ruhe zu bewahren.

. . . „Im Belvedere . . .“, sagte der eine. „Im Belvedere“, wiederholte der Venetianer, „ist der Brunnen.“

. . . „Und um welche Zeit?“ . . . „Lippi wird es herausfinden . . . ist um Geld zu haben . . .“

Der andere bedachte sich. „Um Brunnen, wird schwer gehen . . . kann man es nicht mit Wein machen?“ . . .

Der Neapolitaner lachte: „Er darf ja nicht Wein trinken . . . nur Wasser.“

„Nur Wasser?“ lautete die Antwort.

„Ja . . .“, es kommt aber Zucker hin-

ein . . . „Ich verstehe . . .“ „Den Zucker lieferst du . . .“

Es entstand eine Pause. Pio Biandini aber hatte jetzt hineingesehen in das furchtbare Geheimnis der beiden Unbekannten. Allem nach handelte es sich um seinen Herrn, den türkischen Prinzen Oschem: das Trinkwasser für ihn allein wurde am Brunnen im Belvederehof das Vatikans täglich öfters geholt, und das Wasser wurde immer reichlich mit Zucker vermischt. Und nun sollte offenbar mit dem Zucker . . . Gift in das Trinkwasser kommen!

Pio sollte alsbald volle Sicherheit erhalten. Der Neapolitaner fuhr fort: „Der . . . ist unterrichtet . . . gibt dir . . . den Zucker . . . nichts einfacher.“ len; du nimmst es auf und gibst ihm . . . den Zucker . . . nichts einfacher.“

„Wann gilt es?“ „Am vierten Tage von heute . . .“

Übermorgen bekommst du den Anzug ... Dann meint man, du gehörst zur Dienerschaft Oschens und kannst ungehindert ein- und ausgehen . . .“

Der alte Kriegsmann hatte genug. Einen Augenblick überlegte er, ob er nicht mit seinen Untergebenen die beiden Verbrecher auf der Stelle knebeln und anzeigen solle, dann aber sagte er sich, daß es besser sei, sie auf der Tat selbst festzunehmen. Er hatte sie ja nun vollständig in der Hand und konnte alles vorbereiten.

Das Unwetter hatte sich verzogen, die Janitscharen bezahlten der Wirtin ihre kleine Zeché und verließen, ohne sich nach den beiden Unholden umzusehen, die halbdunkle Stube, um dann rasch dem Vatikan zuzuschreiten. Hier entließ Pio Blandini seine beiden Untergebenen, welche ihr Quartier im nördlichen Palastteile aufsuchten; er selbst lenkte seine Schritte dem Damashushofe zu und ließ sich hier beim maestro di camera melden, welcher ihn zu den Papstgemächern geleitete.

In Anwesenheit eines Kardinals hörte Innozenz VIII. den Bericht des Janitscharenobersten an, ohne ein Wort dazwischenzufragen. Hin und wieder nickte er bedeutungsvoll dem Kardinal zu.

„Es ist also so, wie wir auch schon gerüchtweise erfahren haben“, sagte er dann, „von zwei Seiten her versucht der Brudermörder Bajazet zum Ziele zu kommen: über Neapel und über Venedit. Und feile Kreaturen gibt es genug, die um Judaslohn für das größte Verbrechen zu haben sind.“

Jetzt wandte sich der Kardinal an Pio Blandini. „Vom Brunnen im Belvedere also haben die beiden gesprochen?“ fragte er in höchster Aufregung.

„So ist es“, lautete des alten Janitscharen Antwort.

„Und der soll vergiftet werden?“

„So habe ich es verstanden, und es muß ja so sein.“

Jetzt erhob sich der Kardinal und fiel dem Papste zu Füßen. „Heiligster Vater“, leuchte er, „aus dem Brunnen im Belvedere kommt auch das Trinkwasser für Eure Heiligkeit selber!“

Pio Blandini konnte einen Schrei des Schreckens und der Wut kaum unterdrücken, und Innozenz sagte nur: „Also wäre es den Verschworenen auch nicht zuviel, sogar den Papst umzubringen, nur um den Auftrag Bajazets zu erfüllen und den Judaslohn dafür einzunehmen.“

Mit den gnädigsten Versicherungen seines Dankes, dem Auftrag, mit nie-

manden weiter von der Sache zu reden, und der Verheißung, ihn bald wiederzusehen, entließ Innozenz den überglücklichen Pio Blandini. Und dann ging die Sache ihren Gang weiter, bis man die Schuldigen auf der Tat ertappte und festnahm, auch der Venetianer Christofano Magrino, einen verkommenen Adeligen, welcher der eigentliche Urheber des furchtbaren Anschlags im Solde des Sultans war. Der letztere hatte ihm die Herrschaft Negroponte und eine hohe Stelle im türkischen Heere versprochen. So viel und noch viel mehr war ihm der Tod seines Bruders wert, bei dessen Lebzeiten er stets fürchten mußte, den Thron zu verlieren. Die Kunde von dem Mordplan und der Verhaftung der Schuldigen war ins Volk ausgegangen, und dieses strömte denn auch in ungeheuren Massen zusammen an dem Morgen, da man den Venetianer und seine Genossen zur Hinrichtung führte. Und als dann Christofano Magrino, der Hauptschuldige, am Galgen hing, da konnten sich's viele nicht versagen, zu rufen, neben den Venetianer, aber noch dreißig Ellen höher hinauf gehöre von Rechts wegen der Großtürke Bajazet gehängt, der eigentliche Anstifter des ganzen Mordplans.

Einem der Verschworenen aber war es gelungen, der strafenden Gerechtigkeit sich zu entziehen: Signor Lippi, dem Vormund Lukretias. Als schwer verdächtig sollte er verhaftet werden, aber als die Sbirren ins Häuschen bei Santa Cäcilie kamen, war er über alle Berge. Er hatte von seinem Freund und Gesinnungsgenossen Maldente noch rechtzeitig Wind bekommen; Maldente konnte das, denn er saß ja gleich seinem Onkel im Geheimsekretariat des Vatikans und war von allem unterrichtet. Lippi blieb auch aus Rom verschwunden, und weder Lukretia, noch ihr Großvater Pio Blandini haben ihn jemals wieder gesehen.

Die beiden Maldente aber, welche in Lippi ein brauchbares Werkzeug für ihre dunklen Machenschaften verloren hatten, waren einig in dem Gedanken, Rache zu nehmen an Pio Blandini; es wußte ja fast jedermann, daß der greise Römer in der Janitscharentracht den ungeheuerlichen Mordanschlag entdeckt und die Schuldigen zur Anzeige gebracht hatte. Zunächst allerdings gebot die Klugheit volle Zurückhaltung, um so mehr, als Onkel und Neffe auch aus anderen Gründen ein schlechtes Gewissen hatten.

Lukretia war allein zu Hause. Noch fühlte sie den Schrecken in allen Gliedern, welchen jene Stunde ihr gebracht, da die Gerichtsdienner eingetreten waren, um den Vormund Lippi zu verhaften

und da sie das ganze Haus nach ihm durchsucht hatten. Sie hatte wenigstens den Trost, daß die ganze Nachbarschaft auf ihrer Seite stand und ihr Glück wünschte, den habgierigen Peiniger verloren zu haben. Aber schon der Gedanke, daß es ein Verwandter von ihr war, welcher des Mordanschlags auf den Prinzen Dschem und vielleicht gar noch auf den Papst selber verdächtig war, hatte ihr alle Freude am Leben genommen. Nachdem sie in der Frühe die heilige Messe besucht hatte, hatte sie sich daheim eingeschlossen und kaum daran gedacht, etwas zu sich zu nehmen. Eine unheimliche Angst erfüllte sie in dem totenstillen Hause. Wenn der unglückselige Vormund nun doch nicht aus Rom geflohen wäre, wenn er plötzlich eintrate ... Sie fühlte, wie ihr das Blut aus dem Gesichte entwich.

In der Nachbarschaft, auf der Gasse zeigte sich kein Mensch. Alles war hinausgestromt gegen die Engelsburg, um der Hinrichtung zuzuschauen. Wenn ein Räuber, ein Einbrecher kam — ihr Hilferufen war vergebens. Eigentlich mußte ja das grausige Schauspiel schon vorbei sein, aber noch immer zeigte sich niemand. Man weidete sich eben an dem Schauspiel der hoch am Galgenholzbaumelnden Gerichteten und unterhielt sich, alles Mögliche und Unglaubliche über die Verbrecher anzuhören und weiterzusagen.

Jetzt nahten draußen schwere Schritte. Lukretias Gesicht erhelltete sich, sie kannte den Nahenden: Großvater Pio Blandini. Laut auffchlitzend fiel sie ihm in die Arme, und er hatte Mühe, sie zu beruhigen.

„Der liebe Gott hat dich geschildt“, sagte sie zuletzt, und unendliche Dankbarkeit lag in diesem Worte, „jetzt ist mir wieder leichter zumute.“

„Ich komme heute bärder als sonst, weil ich eine Stunde vor Sonnenuntergang wieder im Vatikan sein muß.“

Daß man ihm dies befohlen hatte, weil Anzeichen vorhanden waren, daß ein Mordanschlag auf ihn gemacht würde, wenn er erst in der Nacht durch die dunklen Gassen des Trastevereviertels allein den Weg zum Vatikan mache, verschwieg er wohlweislich.

„O nonno Pio, wenn du nur ganz bei mir bleiben könntest!“ rief sie.

„Carissima mia“, sagte er, „Gott hat ja schon für dich gesorgt in der besten Weise. Den sauberen Signor Lippi ha-

ben wir endlich los; das Haus gehört jetzt dir, und nach Santa Cäcilia hinüber sind es kaum hundert Schritte: dorthin führt dich dein sposo promesso zum Altare und dann zurück hieher; so hast du einen braven Mann und einen Schutz für dein ganzes Leben.“

Lukretia hatte sich jäh erhoben. „Großvater, ich bitte, ich beschwöre dich — nur das nicht — nein — jetzt nicht — noch nicht ... Ich kann nicht, es ist unmöglich!“

Schwer überrascht schob der greise Janitschar seine Enkelin, die vor ihm auf den Knien lag, sanft zurück und schüttelte leise das graue Haupt.

„Was ist dir, Lukretia, per Dio, was ist an dich gekommen?“ fragte er ernst, „du bist doch vor Gott und den Menschen die Verlobte Paolos ... Hast du das vergessen? Oder ...?“

Seine Augen auf der Stirne schwoll verdächtig an.

Lukretia hatte sich erhoben. „Großvater“, sprach sie, „ich bin die Verlobte Paolos und bleibe es. Ich möchte keinen anderen ihm vorziehen. Aber jetzt schon ehelich werden — das kann ich nicht — alles in mir erhebt Widerspruch dagegen. Es liegt so vieles hinter mir, und es ist wie eine Ahnung, wie eine stete Mahnung: Warte noch, es ist die Zeit nicht gekommen ... Paolo hätte eine traurige Braut, eine Frau mit unglücklichem Herzen.“

„Kind, du gibst mir Rätsel auf, meinte der Alte, der sie immer besorgter anschaut hatte. „Läß doch den Schrecken nicht Herr werden über dich! Du wirst ruhig werden, wenn Paolo bei dir ist.“

„Er hat Mitleid mit mir; er schleppt mich nicht mit Gewalt zum Altar; er wird warten, bis die Zeit da ist.“

„Er wartet nun schon ein halbes Jahr, Lukretia, stelle seine Geduld nicht allzu sehr auf die Probe.“

Pio Blandini kam nicht zu Ende. Mit fröhlichem Gruße waren Dio Bartolomäo und sein Enkel Paolo in die Stube getreten. Ein stummer flehender Blick traf den alten Janitscharen, und dieser mußte unwillkürlich zunicken zum Zeichen des Einverständnisses.

(Fortsetzung folgt).

Immer noch 5 Millionen Sklaven! Nach den Feststellungen der Antislavery-Gesellschaft in London gibt es auf der Welt noch 5 Millionen Sklaven, d. h. Menschen, über die von anderen Eigentumsrechte ausgeübt werden. Nach Angaben des Vertreters Großbritanniens in der Sklavereikommision des Völkerbundes, besteht die Sklaverei noch in 12 Ländern, darunter in Arabien, Abessinien, Liberia und China. In Abessinien gibt es nach offizieller Schätzung noch etwa 2 Millionen Sklaven. Einzelne „Ras“ (Provinzhauptlinge) sollen noch bis zu 15 000 Sklaven besitzen. An den Grenzen des Sudan flüchteten oft Sklaven auf britischer Gebiet und bilden dort Siedlungsdörfer. Die abessinischen monophysitischen Priester betrachten die Sklaverei als eine von Gott gebotene Einrichtung, auf der die soziale Ordnung beruht. In China verbirgt sich die Sklaverei unter verschiedenen Rechtsformen. Die Ergänzung der Sklavenbestände geschieht durch den in China sehr verbreiteten Kinderhandel, der von den ständigen Hungersnöten und den häufigen Naturkatastrophen, die notleidenden Familien zum Verkauf ihrer Kinder veranlassen, profitiert. In China sollen 47 organisierten Zentren bestehen, die der „Adoption von Kindern“, d. h. in Wirklichkeit dem Kinderhandel dienen. Die Kinder-Sklaven werden oft sehr schlecht behandelt. Das System heißt Mui-hai. Nach Feststellungen Lord Lugards im englischen Oberhaus gibt es noch schlimmere Formen der persönlichen Unfreiheit, als die Volks-Sklaverei, z. B. koloniale Zwangsarbeite und das Peonentum in den über-amerikanischen Kolonialstaaten, eine Art Leibeigenschaft mit schwerer Zwangsarbeite. Während jene Staaten, in denen die Sklaverei noch in aller Form besteht, den Sklavenbesitzern durch Gesetz oder Tradition Verhaltungsmaßregeln bei der Behandlung von Sklaven vorschreiben, fehlt bei der kolonialen Zwangsarbeite und beim Peonentum meist nicht nur gesetzlicher Schutz, sondern oft auch das Interesse an der Erhaltung von Gesundheit und Leben des Sklaven. Der gegenwärtige Preis für einen Sklaven beträgt 2 bis 50 Pfund Sterling.

Seltsame Londoner Berufe wurden kürzlich in der Wiener „Neuen Freien Presse“ geschildert. In London gibt es heute noch den Beruf des „Stadtschreibers“. Durch Vermittlung der Polizei kann jemand, der einen ihm wertvollen Gegenstand verloren hat, einen Ausrufer

aufnehmen, der durch jenen Stadtbezirk, wo der Gegenstand vermutlich verloren wurde, wandert und den Verlust durch schrille Ausrufe fundmacht. Während dieser merkwürdige Beruf noch aus dem Mittelalter stammt, ist der Beruf der „Parfumschnupperin“ eine „Errungenschaft“ der neuesten Zeit. Es ist ihre Aufgabe, die Güte der neuherstellten Parfümmischung zu prüfen; die Bezahlung ist ausgezeichnet. In den Schönheitsmittel-Abteilungen der großen Warenhäuser Londons sind je drei oder vier Mädchen verschiedener Haarfarbe als „Probiermamsells für Puder und Schminke“ beschäftigt. Sie müssen den Käuferinnen die richtige Vorstellung von der Wirkung der verschiedenen Schminke- und Pudersorten geben; durch das ständige An- und Abchminken wird natürlich die Gesichtshaut stark geschädigt. Die Warenhäuser beschäftigen auch weibliche Detektive, die sich zur Beobachtung und Überführung von Ladendieben als besonders geeignet erwiesen haben. Eine bekannte Londoner Gummifabrik bezahlt ständig zwei junge Mädchen, die täglich einen Spaziergang von mindestens 20 Kilometer erledigen müssen, um die Leistungsfähigkeit der von der Firma hergestellten Gummisohlen praktisch auszuprobieren. In den Absätzen der Schuhe sind Schrittzhäler angebracht; erst wenn 500 Kilometer „abgelaufen“ sind, wird das Material als zum Verkauf geeignet erklärt. Einen originellen Beruf hat sich jene junge Londoner Dame geschaffen, die sich zur „Speispezialistin“ herangebildet hat. Sie erteilt Damen der Gesellschaft die nötigen Ratschläge zur Zusammenstellung einer „repräsentativen“ Speisefolge und gibt in der Küche die Anleitung zur „letzen Vollendung“ der im übrigen fertigen Speisen. Eine Visite kostet 5 bis 10 Pfund. Eine andere Dame hat sich als Spezialistin für das Packen von Koffern ihre Existenzgrundlage erworben. Sie hat derartige Fertigkeit erlangt, daß sie an zwei Tagen des vorigen Sommers nicht weniger als 105 Koffer von 26 Familien packen und zur Beförderung bringen konnte. Während diese „Berufe“ auf Einzelgängerinnen beschränkt bleiben, bietet der Beruf der „Cheering-up-Lady“ einer größeren Anzahl von Frauen und Mädchen Verdienstmöglichkeit. Die Cheering-up-Lady ist eine Gesellschafterin besonderer Art; sie muß über Bildung, Wissen, Mutterwitz und heitere Laune verfügen; ihre Aufgabe ist es, fröhliche, melancholische, menschenscheue Leute aufzuhütern und zur Lebensfreude zu bringen.

Gebetserhörungen

Mündelheim: Betrag von M. . . zur Taufe eines Heidentindes auf den Namen Martha, mit herzlichem Dank erhalten. Vergelt's Gott.

Holthausen: Da ich zwei volle Jahre in einen schwierigen Prozeß verwickelt war, nahm ich meine Zuflucht zum hl. Josef. Ihm sei Dank für seine Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.

Mergentheim: Dem hl. Herzen Jesu, der Fürbitte des hl. Antonius und des hl. Judas Thaddäus innigen Dank für Erhörung in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung, sowie ein Almosen bei Erhörung waren versprochen.

Schmeil: Dank dem hl. Herzen Jesu u. Maria, dem hl. Josef, der hl. Mutter Anna, dem hl. Jud. Thadd. u. der hl. Theresia v. K. T. für erlangte Hilfe.

Rüdels: Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, dem hl. Josef, hl. Antonius, hl. Jud. Thadd. u. der hl. Theresia v. K. T. für Ihre Fürbitte zur raschen Wiedererlangung der Gesundheit.

München: Tausendsachen Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, dem hl. Josef, hl. Jud. Thadd. u. der hl. Walburga für sofortige wunderbare Hilfe in schwerer Krankheit.

Neckarsulm: Innigen Dank dem sel. Br. Konrad von Parzham, durch dessen Fürbitte ich von einem Nervenzusammenbruch rasch einer Besserung entgegenging.

Kaiserswalde: Sende den Betrag für ein Hei-

denkind als Dankagung für erlangte Hilfe u. danke der hl. Gottesmutter, dem hl. Josef, der hl. Theresia v. K. T. und bitte auch um weitere Hilfe.

Kirchhausen: Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Gottesmutter u. dem hl. Josef für wunderbare Hilfe in einer schweren Krankheit.

Klosterberg: Dank dem hl. Josef, hl. Jud. Thaddäus, der hl. Theresia v. K. T. und dem sel. Br. Konrad für Erhörung.

Weidenau: Innigsten Dank der hl. Familie, dem hl. Jud. Thadd., hl. Antonius, der hl. Theresia, hl. Anna und den armen Seelen, für Hilfe in schweren Anliegen, mit der Bitte um Gesundheit und Dauerposten.

V. H.: Dem hl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, dem hl. Josef, hl. Jud. Thadd., hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. T. herzlichen Dank für beständige Prüfung. Veröffentlichung und ein Heidentind waren versprochen.

Überruhr: Dank der hl. Gottesmutter, dem hl. Josef, dem hl. Antonius u. dem hl. Jud. Thadd. für erlangte Hilfe.

G. St.: Herzlichen Dank dem hl. Jud. Thadd. u. dem hl. Antonius für Hilfe in schwerer Krankheit.

N. N.: Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, der hl. Theresia v. K. T. und dem Br. Jordan Mai, für Erhörung in mehreren Anliegen.

Gebetsempfehlungen

Sombruch: Eine Wohltäterin bittet ums Gebet zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Antonius u. zum hl. Jud. Thadd., um Hilfe in der Not.

Eine Berg.-Leserin u. 3 Bekannte bitten um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter, zum hl. Antonius, zum hl. Jud. Thaddäus, zur hl. Theresia v. K. T. und den armen Seelen in verschiedenen Anliegen nach Meinung.

Murg, M. G. B.: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes von Lourdes, zum hl. Antonius und den armen Seelen um Gottesänderung des Mannes und Rückkehr zum hl. Glauben. Bei Hilfe Veröffentlichung und Loslauf eines Heidentindes versprochen.

Schönowitz: Ein Vater mit 7 Kindern bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter, zum hl. Josef, hl. Antonius, hl. Jud. Thadd. u. zur kleinen hl. Theresia v. K. T., um baldige Gesundheit meiner schwer nerven- und glückseligen Frau u. Mutter; ferner um Hilfe in 3 schweren Prozessen und in schweren Geldangelegenheiten. Bei Erhörung wird Veröffentlichung und hohes Almosen versprochen.

Hagen: Ein langjähriger Berg.-Leser bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, um Stellung in seinem Fach zu erlangen und in mehreren Anliegen. Bei Erhörung Veröffentlichung und Loslauf eines Heidentindes.

Dahlen: Eine alte Witwe bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter, zum hl. Jud. Thadd. u. zum hl. Antonius in schweren Anliegen und ein ungeratenes Kind. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Gr. Hößnig: Bitte ums Gebet zum hl. Geiste, zur hl. Gottesmutter u. zum hl. Josef, um Bekehrung meines Mannes u. um Segen im Ehe- und Familienleben. Zum hl. Ignatius, der hl. Anna u. den armen Seelen, um glückliche Anerkennung. Bei Erhörung folgt Almosen.

Unbenannt: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zur hl. Gottesmutter, zum hl. Josef u. zum hl. Antonius, um baldige Erlangung einer Konzertstellen für meine Tochter.

Allfeld: Eine Berg.-Leserin, wegen Arbeitslosigkeit in großer Not, bittet um das Gebet.

N. N.: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Jud. Thadd. u. zur hl. Theresia v. K. T., um Hilfe in schwerer Geldnot. Bei Erhörung Veröffentlichung und Geld zur Taufe eines Heidentindes versprochen.

Es bitten 35 Familien in verschiedenen Anliegen um das Gebet, 4 Personen um glückliche Heirat.

Hindenburg: Bitte ums Gebet, um Hilfe in Gallenleiden und Ohrenkrankheit.

N. N. H.: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zu Ehren d. hl. Familie, der hl. Gottesmutter von Lourdes u. d. Bruders Jordan, um Genesung von schweren Nerven- und Gemütsleiden und anderen Krankheiten. Bei Erhörung Veröffentlichung u. Loslauf eines Heidentindes.

N. N.: Bitte ums Gebet zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Josef, hl. Judas Thadd., hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. T. u. zum sel. Br. Konrad.

Berg: Ein Wohltäter bittet ums Gebet in verschiedenen Anliegen.

Barop: Eine Familie bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Jud. Thaddäus, zur hl. Theresia v. K. T. u. den hl. 14 Nothelfern, um Hilfe in finanziellen Sorgen, um Arbeit im Geschäft und für die Kinder in ihrem Beruf, u. um Erhörung in anderen Anliegen. Bei Erhörung. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Nied.-Emmel: Eine Wohltäterin bittet um eine Novene zu Ehren der hl. Mutter Gottes u. des

hl. Jud. Thaddäus, um Hilfe in bedrängter Lage.
Ungenannt: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Josef, hl. Jud. Thadd., zur hl. Theresia v. K. S. u. den armen Seelen, um glückliche Heirat der Tochter. Bei Erhörung Almosen.

Ungenannt: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu u. Maria, zum hl. Josef, hl. Antonius u. den armen Seelen, um Hilfe und Regelung in harter finanzieller Not, um gute Vermietung, für einenstellenlosen jungen Mann, daß er in seinen Beruf kommt, für Bekleidung eines armen Sünder, und sonstigen Anliegen. Bei Erhörung Kauf eines Heidenkindes, Antoniusbrot und Veröffentlichung versprochen.

Ungenannt: Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu und zur hl. Gottesmutter v. d. immerw.

Hilfe, um Hilfe in großer Geldnot, wegen Bezahlung der Baufchulden, um Wendung der schweren Wirtschaftslage in der zahlreichen Familie, sowie um glückliche Entbindung. Bei Erhörung Almosen und Veröffentlichung versprochen.

Horb: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zum hl. Jud. Thadd., hl. Antonius, hl. Augustinus, zur hl. Theresia v. K. S. u. den hl. 14 Nothelfern, um Arbeit für den Mann und Hilfe in großer Geldnot. Bei Erhörung Loskauf eines Heidenkindes.

Ungenannt: Bitte ums Gebet zur hl. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius u. den hl. 14 Nothelfern, um Hilfe in schwerer Krankheit und in anderen schweren Anliegen. Ein Heidenkind wurde versprochen.

Es starben im Herrn

Altenrath: Josef Stöder. Oberkassel: Odilia Baur. Gelsenkirchen: Frau Magd. Schulz. Olpe: Wilhelm Hüser. Lindenthal: Frau Kell. Speßart: Frau Groß. Salverde: Pfarrer Bernhard Kribbel. Pulheim: Johann Muhr. Krefeld: Oppum: M. Magd. Leusen. Düsseldorf: Sibylla Hesemann. Gutweiler: Matth. Nilles. Goch: Heinrich Franzmann. Mathilde Franzmann. Peter Verway. Wilhelm Maas. Frau Pauwels. Brühl: Kath. Wüstenberg. Schevenhütte: Agnes Buntebroich. Hemmerden: Frau Hermann

Schmitz: Saarbrücken: Frau Anna Eversberg. Neckinghausen: Frau Peter Schleifer. Ebach: Frau Kath. Chosz. Langen: Herr Baron von Dalwigk. Heppendorf: Frau Schütz. Agnes Klein. Hermann Wirth. Köln-Mühlheim: Frau Margarete Voigt. Düchen: Rector Josef Thoma. Oberkassel: Fr. Christine Baur. Nalbach: Katharina Birk. Lauterbach: Ottile Moosmann. Heroldsbach: Kath. Dippacher. Umlkirch: Geissl. Rat Schäfer. Altdötting: Anna Detter. Maria Bauer. Anna Wallner.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Büchertisch

St. Albertus Magnus. Von Professor Leo Samberger. Das Bild (Aquarelldruck) erscheint soeben im Verlag „Ara sacra“ Josef Müller, in zwei Größen: als Heiligenbild (Pr. für 100 Stück Mf. 3.15) und als Wandbild (Format 10,5: 25 Zentimeter) zu 27 Preiss das Stück. Verlag „Ara sacra“ Josef Müller, München 13.

Einem der größten lebenden deutschen Maler, der auf seinem anerkannten Eigengebiet schlechthin keinen Nebennamen hat, ward es gegeben, aus eigenem inneren Schauen, dem Mächtigen aus dem fernern Mittelalter, dessen Wirken allein, aber nicht sein Antlitz, auf spätere Zeiten gekommen ist, Züge zu verleihen, die durch innere Wahrheit für sich selbst zeugen und den Beschauer überzeugen.

Der deutsche Herz-Jesu-Apostel. Ein Apostel der Liebe. Von P. Baumann S. Preis Mf. 1.50. Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder vom Schwabenverlag, Ellwangen-Bagst.

Um dieselbe Zeit, als sich das göttliche Herz Jesu in Frankreich der hl. Margareta Maria Alacoque offenbarte, war auch in Deutschland ein Jünger der gleichen Gnaden gewürdigt: Pater Philipp Teningen S. (1642 bis 1704).

Er wirkte als heiligmäßiger Missionar im Birngrund, im Ries und auf dem Härtsfeld, der Gegend mit den berühmten alten Reichsstädten Dinkelsbühl und Nördlingen. Seine Station war Ellwangen an der Jagst, die Fürstpropstei-Stadt, ein Klein-Würzburg. Dort erbaute er die herrliche Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg, dort liegt er im Kreuzgang der Stiftskirche begraben.

Der Verlag Herder in Freiburg im Breisgau gibt neue Bücherverzeichnisse heraus: Jugendbücher für Buben und Mädel / Romane und Erzählungen, Klassiker, Literaturgeschichtl. Werke / Theologie / Philosophie / Für religiöse Belehrung / Erbauung / Geschichte, Staatslehre und Politik / Erziehung, Kunst, Verschleben / Reise- und Naturschilderung.

Erstaunlich, wie schon diese Aufzählung Umsang und Vielfalt dieses verlegerischen Gesamtwerkes erweisen! Es handelt sich hier durchaus um Bücher, die man im Preis stark herabgesetzt hat: man hat sie nicht nur um die 10% der Dezember-Notverordnung, sondern teilweise bis zur Hälfte gefürzt. Es lohnt sich wohl, beim Buchhändler diese Listen durchzusehen oder sie beim Verlage zu bestellen.

Freunde und Gönner unserer Mission bestellen ihre Bücher
durch den St. Josephs-Verlag

Trinkt
Silvana-Heilquelle
das
vorzügliche Tafelgetränk!

Erhältlich als

Silvana-Heilquelle

unvermischtes Brunnenwasser, aus der Heilquelle geschöpft

Silvana-Sprudel

Heilquelle mit Zusatz von Kohlensäure

Silvana-Zitrone

Heilquelle mit Zusatz v. Zucker u. dem Aroma d. Zitronenfrucht

Silvana-Orange

Heilquelle mit Zusatz von Zucker u. dem Aroma der Orange

Silvana-Himbeer

Heilquelle mit Zusatz von Zucker u. dem Aroma der Himbeere

Etam-Sprudel

Heilquelle mit Kohlensäurezusatz, Kristallzucker u. Mate-Tee

Sie sehen aus dieser Auswahl, daß nicht nur Ihrer Gesundheit, sondern auch Ihrem feinen Geschmack Rechnung getragen wird.

**Bestellungen richte man an die
Brunnenverwaltung d. Silvana-Heilquelle
Groschlattengrün (Fichtelgebirge) oder
Silvana-Niederlage, Reimlingen, Bayern**